LD 2046

Weihnachten
1820.

Lisette Schmid

diese Ausg. IV

C. F. Gellerts
sämmtliche
Fabeln und Erzählungen.

Funfzehnte Auflage.

Mit Königl. Preußischer allergnädigster Freiheit.

Berlin, 1824.
C. G. Flittner'sche Buchhandlung.

G

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

C. F. Gellerts

sämmtliche

Fabeln und Erzählungen.

Funfzehnte Auflage.

Mit schwarzen Kupfern.

C. F. Gellerts
sämmtliche
Fabeln und Erzählungen.

Funfzehnte Auflage.

Mit ausgemalten Kupfern.

Vorrede.

Der unwiderleglichste Beweis, daß Gellerts Fabeln und Erzählungen nicht nur, als sie in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst im Druck erschienen, einen fast ungetheilten Beifall gefunden haben, sondern auch noch immer sich desselben erfreuen, sind die vielen Auflagen, die davon haben veranstaltet werden müssen.

Man hat öfters Friedrich dem Großen den Vorwurf machen wollen, daß er eine zu entschiedene Vorliebe für die französische schöne Lite-

ratur gehabt, der vaterländischen jedoch keine Aufmunterung habe angedeihen lassen. Wer aber mit Unbefangenheit die Zeiten beurtheilt, in welche des großen Monarchen Jugendjahre fielen, kann nicht in Abrede stellen, daß gerade damals deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit auf einer sehr niedern Stufe standen, und, statt Hoffnungen zu Fortschritten, vielmehr Besorgnisse zu Rückschritten mit Recht erwecken mußten, da man von der Bahn, welche früher ein Opitz, Flemmig und andere mehr, betreten hatten, sich nun auf Abwege verirrte, die immer weiter vom Ziele führten.

Wie wenig Friedrich diesen Vorwurf verdient, beweis't die Aufmerksamkeit, welche er den Fabeln eines Gellert schenkte. Er fand in diesem Dichter einen deutschen La Fontaine, und es ist auch nicht zu läugnen, daß Gellert solchen mit zum Muster gewählt hat. Er veranlaßte daher den damaligen Buchhändler, geheimen Commerzienrath Joachim Pauli, nicht nur diese Fabeln Behufs der Schulen zu drucken, sondern ertheilte

ihm auch darauf ein ausschließliches Privilegium für seine Staaten. Pauli überließ demnächst seinem Stiefsohn, dem Buchhändler Wilhelm Oehmigke den Verlag dieser Fabeln und Erzählungen; solcher veranstaltete mehrere Ausgaben, und auch eine mit Kupferstichen nach den radirten Blättern Daniel Chodowiecki's, welche dieser Künstler zur Zierde eines Taschenkalenders angefertigt hatte.

Die günstige Aufnahme jener Ausgabe der Gellertschen Fabeln und Erzählungen machte mehrere Auflagen nöthig, und als die jetzige Verlagshandlung die Oehmigkesche Buchhandlung mit ihren sämmtlichen Verlagsartikeln käuflich an sich brachte, konnte sie kein Bedenken tragen, auf den Grund dieses Kaufs und der oben erwähnten Verhältnisse, mehrmals neue Auflagen zu veranstalten, so daß in Allem bereits vierzehn erschienen sind.

Auch diese vierzehnte ist gegenwärtig vergriffen, und um den vielen Nachfragen zu gnügen,

wurde eine neue erforderlich, die nun in drei verschiedenen Ausgaben erschienen ist.

Die Kupferplatten dazu hatten durch die vielfältigen Abdrücke ihre Schärfe verloren, und abgesehen von dem unbestrittenen Talent des Zeichners, tragen sie doch das Gepräge seiner Zeit, und die Verlagshandlung entschloß sich daher, keine Kosten scheuend, an deren Stelle neue Zeichnungen von einem jungen talentvollen Maler anfertigen und in Kupfer stechen zu lassen.

Da aber auch die Fabeln selbst ein ähnliches Gepräge nicht verläugnen können, so hat der Herausgeber bei mehreren Stellen, wo der Gedanke entweder undeutlich ausgedrückt war, oder wo sich ein falscher Reim, oder sogar eine Sprachunrichtigkeit eingeschlichen hatte, sich einige ihm nöthig scheinende Aenderungen erlaubt, zumal da diese Ausgabe der Gellertschen Fabeln und Erzählungen vorzüglich für die Jugend und zum Gebrauch in Schulen bestimmt seyn soll. Lehrer und Erzieher werden bei einer Vergleichung die Gründe

dieser Aenderungen, — ohne sie hier erst weitläufig zu entwickeln — sehr bald auffinden, und jeder Unbefangene wird hoffentlich solche nicht für eine Anmaßung der Eitelkeit halten, sondern darin die wahre Absicht nicht verkennen, der Jugend diese mit Recht so allgemein beliebten Fabeln und Erzählungen in einer Gestalt zu übergeben, wo sie von diesen kleinen Flecken gereiniget sind. Deshalb hat er auch die Einleitung und die Anmerkungen des Dichters, welche den frühern Ausgaben beigefügt waren, weggelassen, die nur für ein reiferes Alter und für diejenigen, welche sich mit dem Studium der Dichtkunst wissenschaftlich beschäftigen, Interesse haben, wodurch überdieß noch dem entferntesten Scheine eines vermeintlichen Nachdrucks begegnet wird, indem denjenigen, welche diese Fabeln und Erzählungen, wie sie Gellert einst dem Publikum übergeben, und wie sie in der Sammlung seiner sämmtlichen Schriften enthalten sind, besitzen wollen, durch diese Ausgabe nicht vollständig genügt werden kann.

Um dieses klassische Buch, hauptsächlich so lehrreich für die Jugend, gemeinnütziger zu machen, hat die Verlagshandlung eine sehr wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer veranstaltet. Von den Ausgaben mit Kupfern sind solche entweder mit schwarzen Abdrücken, oder sauber illuminirt, und auch von beiden Exemplare auf schönem weißen Schreibpapier zu haben.

Der Herausgeber.

Gellerts Leben.

Christian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715 zu Haynichen in Sachsen geboren. Er war der dritte Sohn des dortigen zweiten Predigers. Die Aeltern waren Muster echter Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, und vorzüglich bemühte sich die Mutter, durch ihre Sanftmuth und ihr Beispiel auf die Herzen ihrer Kinder, dreizehn an der Zahl, wohlthätig zu wirken.

Bei der beschränkten Einnahme und einer so zahlreichen Familie, wurde daher Gellert früh an Sparsamkeit und zum Entbehren gewöhnt, welches auf sein ganzes Leben einen wohlthätigen Einfluß hatte.

Als er für den Schulunterricht empfänglich war, besuchte er die öffentliche Schule in Haynichen. Wurden auch bei der damaligen Unterrichtsmethode die natürlichen Anlagen seines Verstandes und Herzens nicht sehr entwickelt, so lernte er doch, bei der dort eingeführten Disciplin, Geduld, Unterwerfung,

und die für das Leben so werthvolle Geschicklichkeit, vielerlei Beschwerden mit Gelassenheit zu ertragen. Früh prägte man ihm den Werth eines unbescholtenen Namens ein, und alle diese ersten Eindrücke des zarten Kindesalters wurden Grundzüge seines Charakters. Immer erinnerte er sich dankbar des Unterrichts seines ersten Lehrers und eines jungen Gelehrten, dem er von seinem Vater auf einige Zeit zum häuslichen Unterricht übergeben worden war.

Schon im elften Jahre suchte er sich, zur Bestreitung kleiner Ausgaben, durch Anfertigung von Abschriften gerichtlicher Verhandlungen, Kaufbriefen, Dokumenten u. dgl. etwas zu verdienen.

Schon früh zeigte er Liebe und Anlage zur Dichtkunst und sein erster Versuch war in seinem dreizehnten Jahre ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Dies Gedicht fand Beifall und es blieb daher nicht bei diesem ersten Versuche. Zur weitern Ausbildung kam er demnächst auf die Fürsten-Schule zu Meißen, wo er hauptsächlich sich Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Sprache erwarb und mit den Klassikern der Griechen und Römer sich befreundete. Bei der damaligen Armuth der deutschen schönen Literatur an gediegenen Werken, und da eine falsche Richtung des Geschmacks wenig oder keinen Werth auf einen Opitz, Tscherning, Flemming legte, wählte er zu seiner Lectüre die Gedichte eines Neukirch, Hanke und Günther, und es be-

weis't schon für sein richtiges Gefühl in dieser Jugendzeit, daß er dem Letztern vor den beiden andern den Vorzug gab. In Meißen äußerten sich schon Spuren von Kränklichkeit, da er von seiner ersten Kindheit an immer schwächlich gewesen war.

Fünf Jahre blieb er auf der Schule in Meißen, dann kehrte er zu seinem Vater zurück, um sich dort noch einige Zeit zum akademischen Leben vorzubereiten und im J. 1734 bezog er die Universität Leipzig. Er widmete sich dem Studium der Theologie. Nach vier Jahren kehrte er zu seinem Vater zurück. Er wagte es, die Kanzel zu betreten, aber immer mit Schüchternheit, da sein erstes Unternehmen, öffentlich zu reden, als funfzehnjähriger Schüler mißlungen war. Ein Bürger hatte ihn zum Taufzeugen eines Kindes eingeladen, das wenige Tage darauf starb. Gellert wollte ihm eine Leichenrede halten. Das Kind sollte zu Mittag begraben werden, früh um acht Uhr fing Gellert an, diese Standrede auszuarbeiten, wurde erst spät damit fertig, verschwendete die übrige Zeit zur Anfertigung einer Grabschrift auf diesen Säugling und behielt daher keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Jedoch ging er beherzt in die Kirche, fing seine Rede sehr feierlich an und kam etwa bis zum dritten Perioden. Plötzlich verließ ihn das Gedächtniß, er stand verlegen da. Endlich zog er die Handschrift der Rede aus der Tasche und las weiter, legte dann das Geschriebene in den Hut und endete noch ziemlich dreist seinen Vortrag.

Er hatte diesen Vorfall in Bruchstücken über die Ereignisse seines Lebens aufgezeichnet und die Bemerkung hinzugefügt:

„Lerne aus meinem Beispiel vorsichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreist, wurde bestraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger!“

Er predigte jedoch öfters in seiner Vaterstadt und da sich seine Kanzelreden durch Popularität auszeichneten, mit Beifall.

Die Vermögensumstände seiner Aeltern erlaubten es nicht, daß er noch länger sich gänzlich den Studien widmen konnte. Er übernahm daher 1739 die Aufsicht auf ein Jahr über zwei Söhne eines Herrn von Lüttichau in Dresden; dann unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, um ihn für die Universität vorzubereiten, und zugleich einen seiner Brüder. Er zählte dies Jahr zu den glücklichsten Abschnitten seines Lebens, und seine Liebe zur Tugend, sein Abscheu vor jedem Laster und seine anspruchlose Gottesfurcht befestigten sich immer mehr. Er ging 1741 mit seinem Zögling, seiner Schwester Sohn, als Führer, wieder nach Leipzig, und benutzte diese Zeit, sich noch mehr wissenschaftlich auszubilden und sich die französische und englische Sprache zu eigen zu machen. Er gab nebenbei einigen Edelleuten Privatunterricht.

Damals erschien eine der ersten deutschen Zeitschriften in Leipzig, unter dem Titel: Belustigungen des Verstandes und Witzes. Gellert gab dazu einige Beiträge, Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte. Diese ersten unvollkommenen Erzeugnisse seines dichterischen Talents zogen schon die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich.

Er würde sich gern dem Predigtamte gewidmet haben, weil dies seinen Neigungen und Wünschen, Religion und Sittlichkeit zu lehren und zu verbreiten, am meisten entsprach; aber seine schwache Brust und seine Kränklichkeiten erlaubten dies nicht. Er beschloß daher, akademische Vorlesungen zu halten; um dazu die Erlaubniß zu erlangen, bewarb er sich um den Magistergrad und erhielt ihn. Die Geschicklichkeit zu unterrichten, hatte er sich schon zu eigen gemacht und seine Vorlesungen wurden daher fleißig und gern besucht.

Aber er wollte seine nützliche Wirksamkeit nicht bloß auf mündliche Vorträge beschränken, sondern auch als Schriftsteller auf ein größeres Publikum wirken. Er wurde daher ein fleißiger Mitarbeiter an den Bremischen Beiträgen. Er schrieb nun nicht bloß Fabeln, sondern versuchte sich auch in Arbeiten für die Bühne. Da die erstern jedoch den ungetheilten Beifall erhielten, so sammelte er die zerstreut gedruckten, unterwarf sie einer strengen Feile, vermehrte sie mit vielen neuen, und im Jahr 1746

erschien davon der erste Theil; früher hatte er auch noch einen Roman: Geschichte der schwedischen Gräfin von *** herausgegeben.

Schon um diese Zeit hatte er heftige Anfälle von Hypochondrie, und nur seine ungeheuchelte Religiosität konnte ihn trösten; diesem Kampf mit seinen Leiden verdankt man die Trostgründe wider ein sieches Leben, die im Jahr 1747 herauskamen, und unermüdet setzte er seine Vorlesungen und seine schriftstellerische Thätigkeit fort; denn 1748 erschien der zweite Theil seiner Fabeln und Erzählungen.

Was ihn viele Jahre über seine körperliche Leiden sehr erleichterte, war der Umgang mit Männern, ihm ähnlich an Geist und Gesinnungen, Männer, die damals der deutschen schönen Literatur eine neue bessere Richtung gaben und auch noch jetzt rühmlich bekannt sind, Zachariä, Giesete, Cramer, Conrad Arnold Schmidt, Johann Adolph Schlegel, Gärtner, Ebert, vor allen Rabner und Klopstock. Alle verließen nach und nach Leipzig, und nach Verlauf von sieben Jahren, war ihm nur noch Rabner übrig geblieben. Mehr auf Rabner's Veranlassung, als eignem Antrieb, ließ er eine Sammlung Briefe drucken, dahingegen schrieb er seine Lehrgedichte aus eignem Antriebe. Am meisten entströmten aber seine geistlichen Lieder seinem frommen Herzen. Gleich nach ihrer

Erscheinung wurden sie in die neuen Liedersammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienst besorgt wurden, und in der Folge fanden sie in allen ähnlichen Liedersammlungen einen ihnen mit vollem Recht gebührenden Platz.

In Böhmen hatte zufällig ein katholischer Landgeistlicher diese Lieder gelesen; er wurde davon so ergriffen, daß er dies nicht nur Gellert schrieb, sondern ihn auch zum Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche überreden wollte.

Dadurch wurde Gellert's Name immer bekannter und seine Schriften fanden immer größern Beifall. Ein Buchhändler kam daher auf die Spekulation, Gellert's Jugendversuche aus einzelnen Zeitschriften zu sammeln und drucken zu lassen, und so sehr auch dieser sich dawider sträubte, so sah er sich doch endlich gezwungen, damit diese mangelhaften ersten Versuche nicht dadurch auf's Neue in's Publikum kämen, solche möglichst sorgfältig zu feilen und 1756 eine Sammlung seiner vermischten Schriften herauszugeben.

So hatte er zwölf Jahre in Leipzig gelebt; er wollte kein öffentliches Amt suchen. Aber dem Hof in Dresden konnten die Verdienste eines solchen Mannes nicht unbekannt bleiben und man gab ihm zu verstehen, er möchte sich um die Stelle eines

außerordentlichen Lehrers der Philosophie bewerben. Erst auf Zureden seiner Freunde entschloß er sich dazu, und er bekam solche 1751 mit einem Gehalte. Er hielt nun Vorlesungen über Dichtkunst und Beredsamkeit.

Sowohl durch seine Vorlesungen, als durch seine Schriften erwarb er sich die allgemeine Liebe und Hochachtung seiner Zuhörer, seiner Leser und Leserinnen. Da er sich nicht in glänzenden Vermögensumständen befand, und seine immer zunehmende Hypochondrie eine größere Pflege erheischte, so beeiferten sich seine Gönner und Freunde, ihm seine häusliche Lage so angenehm als möglich zu machen, und ein Herr von Craussen erbot sich, aus Achtung und Liebe für ihn, zu einem ansehnlichen Jahrgehalt, welches Gellert jedoch ablehnte; so unterstützte einer seiner Freunde seine alte Mutter bis an ihren Tod, um den dankbaren Sohn dadurch zu erfreuen.

Ein junger preußischer Offizier war durch Gellert's Schriften von Abwegen zurück und wieder auf den Pfad der Tugend und Religion geleitet worden. Im Jahr 1754 kam er nach Leipzig, um eine Erbschaft von einigen tausend Thalern zu erheben. Bei einem Freunde Gellert's lernte er diesen persönlich kennen. Als er ihn dort zum dritten Mal sah und sich einige Minuten mit ihm allein befand, sagte er zu Gellert, mit einer Art von Schüchternheit:

„Sie wissen es wohl nicht einmal, ich bin Ihr „großer Schuldner; ich bitte Sie daher recht drin„gend, nehmen Sie eine kleine Erkenntlichkeit von „mir an und danken Sie mir nicht dafür."

Er drückte ihm dabei ein Papier in die Hand. Gellert erwiederte überrascht:

„Wie, Sie nennen sich meinen Schuldner? — „Ich habe Sie ja zuvor nie in meinem ganzen Le„ben gesehen; wie hätt' ich Ihnen denn je den ge„ringsten Dienst erweisen können?"

Ich ruhe nicht eher, als bis Sie diese Kleinigkeit von mir annehmen, entgegnete der Offizier: Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und dies Glück würd' ich nicht gegen die ganze Welt vertauschen. Ihr Freund kommt, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er darf nichts davon erfahren, daß ich Ihr Schuldner bin.

Gellert nahm nun das Papier von dem jungen Manne, der sichtbar ängstlich und verlegen war; und um ihn nicht noch mehr in Verlegenheit zu setzen, steckte er es in die Tasche.

Bei der Oeffnung desselben in seiner Wohnung fand er zwanzig Louisd'or.

Die Unruhen des siebenjährigen Krieges, und die Hoffnung, seine körperlichen Leiden durch Ent-

bindung von seinen Amtsobliegenheiten als Professor in Leipzig zu mildern, bestimmten ihn, aufs Land zu ziehen. Er fand bei dem Kammerherrn von Zettwitz eine gastliche Aufnahme in Bonau; da aber die preußischen Heere sich dieser Gegend näherten, so ging er bald von dort nach Eisenberg. Von dort bald nach Bonau zurückgekehrt, zog ihm eine Erkältung eine lebensgefährliche Krankheit zu. Er fand nicht nur unter seinen Freunden die treueste Pflege, und in dem Dr. Springsfeld in Weissenfels einen geschickten und sorgsamen Arzt, sondern auch der dortige preußische Befehlshaber gab ihm dadurch einen Beweis seiner Achtung, daß die Boten, welche seinetwegen geschickt wurden, auf keine Weise aufgehalten werden durften.

Er genaß, jedoch seine Hypochondrie verließ ihn nicht und er kehrte nach Leipzig zu seinen gewohnten Arbeiten zurück. Nach einigen Monaten, 1758, erhielt er die ihn sehr betrübende Nachricht von dem Tode eines geliebten jungen Freundes, des zu früh verstorbenen geistreichen Dichters, Freiherrn von Cronegk, der ihm zum Andenken sein Bildniß und seinen Ring hinterlassen hatte.

In diesem Jahre begann er seine moralischen Vorlesungen, wodurch er sich ein neues Verdienst um die studirende Jugend erwarb. Sie wurden auch von den damals in Leipzig befindlichen preußischen Offizieren zahlreich besucht.

Der Prinz Heinrich, Bruder Friedrich's des Großen, zeichnete ihn besonders aus, und hat sich öfters mit ihm unterhalten. Gellert dankte ihm einst bei einer solchen Gelegenheit für die Schonung, womit er das feindlich besetzte Sachsen behandelt habe. Der Prinz fragte darauf:

Haben Sie nichts für sich zu wünschen?

„Nein, gnädigster Prinz!" versetzte Gellert, „ich bitte um nichts, als um die Fortdauer Ihrer „Gnade."

Kann ich nicht Ihren Freunden, oder denen, die Ihnen lieb sind, in Etwas dienen?

„Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beständig Wohlthaten erwiesen," versetzte Gellert.

Der Prinz machte ihm in der Folge ein Geschenk mit dem Pferde, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte.

Auch Friedrich der Große wollte ihn persönlich kennen lernen; als er nach Leipzig kam, wurde er daher zu ihm beschieden. Der große König unterhielt sich lange mit ihm, und ertheilte ihm, nach diesem Gespräch, ein ihn so ehrendes Lob, das seine Manen hinlänglich mit den Verunglimpfungen, womit ihn später Dr. Franz Horn überschüttet und seine Asche entweiht hat, hinlänglich versöhnt.

Der preußische General von Hausen legte in Gellert's Vaterstadt nur eine sehr geringe Einquartierung und schrieb ausdrücklich an den dortigen Magistrat: dies geschähe lediglich aus Achtung für Gellert und seine Schriften.

Gellert war und blieb indeß immer noch außerordentlicher Professor in Leipzig mit einem sehr kärglichen Gehalte. Sehr viele Personen von großem Ansehen suchten eine Verbesserung seiner Lage ohne sein Mitwissen zu bewirken, zu welcher auch der englische Gesandte Mitschel gehörte. Im Jahr 1761 drang man daher von allen Seiten in ihn, sich um eine erledigte ordentliche Professur der Philosophie zu bewerben. Er lehnte dies aber, im Gefühl seiner hypochondrischen Uebel, standhaft ab; obgleich er dadurch seine Einnahme beträchtlich vermehrt haben würde. Die allgemeine Hochachtung, die er genoß, erweckte natürlich die Begierde, von der häuslichen Lage eines Mannes unterrichtet zu seyn, der durch seine Schriften so wohlthätig wirkte, und da die Nachrichten davon eben nicht erfreulich waren, so beeiferten sich Viele, dankbar ihm Beweise ihrer Verehrung zu geben. Es verging fast kein Jahr, wo er nicht von unbekannten Händen mit der Post Geschenke an Geld von hundert und zweihundert Thalern erhielt, und er empfing seit 1762, ohne daß er den Geber erfahren konnte, von seinem ehemaligen Schüler, dem Grafen Moritz von Brühl, jährlich 150 Thaler. Auch erhielt er demnächst, nach

dem Tode des Professor Mascov, dessen dadurch erledigt gewordene Pension von 485 Thaler jährlich. Zeither hatte er jährlich nur 100 Thaler. Anspruchslos und bescheiden, weigerte er sich, diese Pension zu seinem kärglichen Gehalte anzunehmen und erklärte: er würde sehr glücklich seyn, wenn er von solcher 300 Thaler erhielte, damit einem andern rechtschaffenen Mann noch der Rest zu Theil werden könnte. Doch dieser Vorschlag wurde nicht angenommen.

Er hätte nun, da er seine Bedürfnisse als ein echter Weiser zu beschränken verstand, ganz zufrieden seyn können, wenn er nicht fortdauernd körperlich gelitten hätte.

Auf den Rath seiner Freunde besuchte er im Jahre 1763 das Carlsbad, wo er von allen anwesenden Brunnengästen jedes Ranges mit Auszeichnung behandelt wurde, und ihn hauptsächlich der berühmte östreichsche Feldherr Laudon liebgewann. Obgleich der Gebrauch dieses Bades ihm nicht wesentlich nützlich war, so wiederholte er ihn doch in den folgenden Jahren. Seine Gesundheit wurde immer hinfälliger, und im Dezember 1769 äußerten sich solche bedenkliche Zeichen, die seinen baldigen Tod befürchten ließen.

Mit der Ergebung eines wahren Christen, und mit dem Bewußtseyn eines unbelasteten Gewissens,

sah' er der Stunde seiner Auflösung entgegen. Mit großer Ruhe ordnete er, vier Tage vor seinem Tode, mit seinen Freunden und mit der Gattin eines seiner Brüder, Manches über die Herausgabe seiner Schriften und andere häusliche Angelegenheiten an, um sich nun zu dem Uebertritt in eine bessere Welt ungestört vorbereiten zu können.

Er endete sein Leben am 18ten December 1769.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Nachtigal und die Lerche. . . Seite 3
Der Zeisig. 4
Der Tanzbär. 5
Die Geschichte von dem Hute. . . . 6
Der Greis. 8
Das Füllen. 9
Chloris. 10
Der Kranke. 12
Der Fuchs und die Elster. 13
Das Land der Hinkenden. 15
Inkle und Yariko. 15
Der Kukuk. 19
Das Gespenst. 19
Der Selbstmord. 21
Die Betschwester. 21
Der Blinde und der Lahme. 24
Der Hund. 25
Der Prozeß. 27
Der Bettler. 29
Das Pferd und die Bremse. . . . 30
Die Reise. 31
Das Testament. 32

Damötas und Phyllis. . . . . Seite 34
Die Widersprecherin. 36
Das Heupferd oder der Grashüpfer. . . 38
Semnon und das Orakel. 38
Das Kartenhaus. 40
Die zärtliche Frau. 42
Der zärtliche Mann. 43
Die Spinne. 44
Die Biene und die Henne. 45
Der süße Traum. 47
Der Reisende. 48
Der erhörte Liebhaber. 49
Der glücklich gewordene Ehemann. . . 52
Der gütige Besuch. 53
Der Arme und der Reiche. 53
Damokles. 54
Die beiden Hunde. 55
Selinde. 57
Der Schatz. 59
Monime. 60
Der unsterbliche Autor. 61
Der grüne Esel. 62
Der baronisirte Bürger. 63
Der arme Schiffer. 65
Das Schicksal. 66
Lisette. 68
Die Verschwiegenheit. 69
Die junge Ente. 71
Die kranke Frau. 72
Der gute Rath. 75
Die beiden Mädchen. 76
Der Maler. 77

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben. . . . . Seite 81
Das Unglück der Weiber. 82
Der sterbende Vater. 84
Der junge Drescher. 85
Die glückliche Ehe. 87
Die beiden Wächter. 88
Das Kutschpferd. 89
Die Fliege. 90
Der arme Greis. 92
Calliste. 93
Der Affe. 95
Der Bauer und sein Sohn. 96
Der glückliche Dichter. 98
Die Mißgeburt. 99
Die Ente. 101
Till. 102
Cleant. 102
Der Wuchrer. 104
Der Tod der Fliege und der Mücke. . . 104
Amynt. 105
Herodes und Herodias. 106
Der Freigeist. 110
Das Vermächtniß. 112
Die Gutthat. 113
Der Kandidat. 113
Die schlauen Mädchen. 114
Epictet. 115
Elpin. 116
Das Hospital. 117
Der betrübte Wittwer. 119
Der Tartarfürst. 120

Der junge Prinz. . . . . Seite 121
Das neue Ehepaar. 122
Der Jüngling. 125
Erast. 127
Das Pferd und der Esel. 128
Cotill. 128
Der beherzte Entschluß. 129
Der junge Gelehrte 130
Das junge Mädchen. 131
Die beiden Knaben. 132
Die Bauern und der Amtmann. . . . 133
Der Freier. 135
Emil. 135
Der Knabe. 136
Der Lügner. 137
Die Frau und der Geist. 138
Philinde. 139
Alcest. 139
Der wunderbare Traum. 141
Der Polyhistor. 142
Die Nachtigal und der Kukuk. . . . 143

Drittes Buch.

Der Informator. . . . . . Seite 147
Elmire und Selinde. 149
Hans Nord. 150
Der alte Dichter und der junge Kritikus. . 152
Alceſt. 153
Der gehoffte Ruhm. 154
Der Freundſchaftsdienſt. 155
Der großmüthige Räuber. 156
Dorant. 157
Der Arme und das Glück. 158
Der Schwätzer. 159
Der ungerathene Sohn. 159
Die beiden Schwarzen. 160
Der fromme General. 162
Rhynſolt und Lucia. 163
Der Schäfer und die Sirene. . . . 165
Die Bienen. 167
Der Held und der Reitknecht. . . . 168
Die Lerche und die Nachtigal. . . . 169
Der Knabe und die Mücken. . . . 169
Die Wachtel und der Hänfling. . . . 170
Der Hochzeittag. 171
Die Elſter und der Sperling. . . . 173
Der Geheimnißvolle. 174
Die Lerche. 175
Die beiden Wanderer. 175
Das Glück und die Liebe. 177
Der Affe. 179

Die Wittwe. Ein Mährchen. . . Seite 180
Der junge Krebs und die Seemuschel. . . 183
Das Kind mit der Scheere. 184
Die Affen und die Bären. 185
Der Leichtsinn. 186
Der reiche Geizhals. 187
Das Testament. 188
Crispin und Crispine. 189
Der Jüngling und der Greis. . . . 192

Erstes Buch.

Die Nachtigal und die Lerche.

Die Nachtigal sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst.
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen,
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Daß länger sie die Sängerin bewundern konnte,
Denn selbst die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigal;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf, die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen:
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
„Und wird mir ewig Ehre bringen.
„Ich singe kurze Zeit; warum? — Um schön zu singen.
„Ich folg' im Singen der Natur:
„So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.
„Sobald sie nicht gebeut, hör' ich auch auf zu singen:
„Denn die Natur läßt sich nicht zwingen."

• • •

O Dichter! denkt an Philomelen!
Singt nicht so lang' ihr singen wollt.

Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich, der Natur zu Ehren,
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigal,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigal fing an, ihr göttlich Lied zu singen.
„Ach welcher singt von Beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wahrlich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle Beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell zeigt er auf den Zeisig hin;
„Der," spricht er: „muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin.
„Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
„Drum singt er auch so schöne Lieder.
„Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
„Daß er nichts Kluges singen kann."

• • •

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.

Star kömmt, und kaum ist Star erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug;
Warum? — seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn, mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
Da hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte nun, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sah'n,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Doch, statt wie er einher zu gehn.
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge lang darnieder;
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn.
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen:
„Fort," schrieen alle, „fort mit dir!
„Du Narr willst klüger seyn als wir?"
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

• • •

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;

Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab,
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwo Krempen aufzusteifen,
Drauf läßt er sich dem Volke sehn.
Das Volk bleibt vor Verwund'rung stehn,
Und schrei't: „Nun läßt der Hut erst schön!"

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
„Ich," spricht er: „sehe wohl, was fehlt."
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
„O!" rief das Volk: „der hat Verstand!
„Seht was ein Sterblicher erfand!
„Ruhm bringt er seinem Vaterland'!"

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders seyn?
Er ging schon durch die vierten Hände,
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
„Beglückter Einfall!" rief die Stadt:
„So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
„Ein weißer Hut ließ lächerlich;
„Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich"

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
„Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
„Ein neuer Hut; o glücklich Land,
„Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
„Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
„Als dieser große Geist erfand."

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß,
Und bei der Nachwelt unvergessen.
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit gold'nen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
„Ihm," schrie es, „ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
„Nichts sind die Andern gegen ihn!"

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.

Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buches.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt,
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt,
Und daß ich's kurz zusammenzieh':
Es ging dem Hute fast, wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn:
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten,
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb' und Wein!
Ich laß' euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh'!
Ich singe nicht von Heldenthaten,
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, dring' in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm den sich mein Greis erwarb:
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb.

Das Füllen.

J. Kirchkoff del. F. Guimpel. sc.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt;
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß sich's zum Zwang gewöhnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prahlenden Geberden
Zurück in den verlass'nen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltenes Glück bekannt.
„Ach!" sprach es zu dem nächsten Gaule:
„Mich lobten Alle, die mich sahn:
„Ein rother Zaum lief aus dem Maule
„Die schwarzen Mähnen stolz hinan."

Allein, wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: „Welche Plage
„Ist nicht mein eingebildet Glück!
„Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen,
„Doch darum ward er nicht gemacht;
„Er ist zu meines Reuters Nutzen
„Und meiner Sklaverei erdacht."

* * *

Was wünscht man nicht in jungen Tagen?
Ein Glück das in die Augen fällt;

Das Glück, ein glänzend Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Strebt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tief'rer Sklaverei.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Um den Geliebten recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief Venus sie inbrünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen,
Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein,
Sieht Chloris ihren Freund geputzt in's Zimmer treten;
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleien;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt,
O Chloris laß dich's nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist:
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben;
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit;
Sie dauern beide kurze Zeit.
Auch Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand:
Sie klopfet sanft ihm auf die Wangen,
Und streichelt ihn mit zarter Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie? Venus, nähert sich ihr Ende?

Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin:
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände:
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überzieh'n die Haut.
Ist's möglich daß man dieses glaube?
Ja, Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal um's Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen.
Sie fliegt an's Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.

Wie schön hört man die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht?
Sie hat, als Chloris schon, oft über nichts gelacht.

Jetzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich zierlich zu geberden.
„Ach Götter," ruft ihr Freund betrübt:
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden."

„Umsonst," spricht Venus, „ist dein Flehn;
„Zur Taube schickte sie sich schön,
„Und niemals werd' ich ihr die Menschheit wiedergeben,
„Sie hat geseufzet und gelacht,
„Sich stets geputzt und nie gedacht:
„Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben."

O! wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so wie Chloris handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.

Ach, Göttin, ach, wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn;
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus thu' es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm in's Ohr,
Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreimal die Hand, dreimal die Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte.
Was thut man willig nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein.
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Er war das Wunder dieser Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,

Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab. —
Hier nahm sein Schmerz allmälig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verließ er dieses Frommen Grab.
„Ach!" rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
„Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Küster kommt von ungefähr herbei:
Ihn fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt' er's ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mir's Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht. —
„Nein!" sprach der Mann: „das war er nicht,
„So gottlos ihn die Leute schalten;
„Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
„Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
„Der war gewiß ein Bösewicht."

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen? —
„Die Wahrheit," rief sie: „breit' ich aus;
„Was keines weiß, heraus zu bringen,
„Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
„Vom Adler bis zur Fledermaus."

Dürft' ich, versetzt der Fuchs: mit Bitten dich beschweren;
So wünscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören

So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor- bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
„Ich diene gern mit meinen Gaben,
„Denn ich behalte nichts für mich.
„Nicht wahr, Sie denken, doch, daß Sie vier Füße haben?
„Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
„Nur zugehört! Sie werden's finden,
„Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.

„Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
„Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht.
„Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde:
„Denn dieses ist es noch nicht ganz.
„So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
„Betrachten Sie nur Ihren Schwanz,
„Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
„Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
„Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
„Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
„So oft Sie nach den Hühnern reisen;
„Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß:
„Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß,
„Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen."

Dies hat uns wahrlich noch gefehlt!
Wie freu' ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
„Je minder sie verstehn," sprach dieses schlaue Vieh:
„Um desto mehr beweisen sie."

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte:
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand,
Hier, dacht' er, wird man dich im Geh'n bewundern müssen!
Und schritt einher mit steifen Füßen.
Er ging: ein jeder sah' ihn an,
Und alle lachten, die ihn sah'n,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müßt' ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht, genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn;
Vergebens wird's ein Kluger wagen,
Uns, daß wir thöricht sind, zu sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinn, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluthen fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern preis zu geben;

Die Liebe zum Gewinn, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durch's Schwert bekehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt;
Er sieht Amerika. Doch nah' an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn: allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bei einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt und ängstlich fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dies Kind bei wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach um Gunst, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war schön und schlank gebaut;
Durch Mienen spricht dies Paar, durch Mienen wird's vertraut,
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speis't sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befrei'n;
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah' ihn zehnmal an, und spielt mit seinen Haaren,
Und schien verwunderungsvoll, daß sie so lockicht waren.

So

So oft der Morgen kömmt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh;
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch' Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschaalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfund'ne Töne;
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süßen Zeitvertreib, für Kostbarkeiten hat;
Er wünscht sie neben sich in London einst zu sehen.
Sie hört's, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
„Dort," spricht er: „kleid' ich dich," und zeiget auf sein Kleid,
„In lauter bunten Zeug von größter Kostbarkeit:
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden."

Vor Freuden weint das Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken:
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados*). Allein an diesem Ort

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehört. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben.

Sein künft'ges Schicksal bang' der Britte überdachte,
Und schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fing er an, um arm zurückzukommen,
Die fürchterliche See mit Muth und Angst durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führ't Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. — Nichts! Er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!

• • •

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht, noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eig'nes Leben wagte,
Das dich dem Tod' entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bei der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kuckuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigal?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall,"
Und von der Amsel? fuhr er fort:
„Auch diese lobt man hier und dort."
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er: spricht man denn von mir?
„Das," sprach der Staar, „das weiß ich nicht zu sagen:
„Denn keine Seele spricht von dir."
So will ich, fuhr er fort: mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Um sich des Geistes zu erwehren,
Ließ er sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch,
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,

Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnte länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn eh' der and're kam, war er schon nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die and're Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las, der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken
„Johann!" fing drauf der Wirth gewaltig an zu schrei'n;
„Der Dichter — lauf geschwind, — soll von der Güte seyn,
„Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken."
Der Geist erschrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen,
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein jeder, der dies Wunder lies't,
Zieh' sich daraus die gute Lehre:
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch Legionenweis' erschienen,
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern' aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab, —

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn:
Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden,
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
„Ja," schreit er, „ja, ich will dich meiden;
„Ich will mich ewig dir entziehn!"

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und — — o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in uns'rer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf:
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage,

Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit
an;
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen;
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht,
So fleht sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz, welch heiliges Vertrauen!
Sie lies't das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ist's nicht ein armer Mann?
Geh', Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh' nur und hungre wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken,
Und jetzt an einen Armen denken?

Sie singt, und trägt das Essen singend auf,
Sie ißt und schmählt auf böser Zeiten Lauf,
Allein, wer klopft schon wieder an der Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brod. —
„Geht, quält mich nicht mit Eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, Ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an Eure Pflicht;
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wann seht Ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig schrei'n und
flehen!"

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
Nein! nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weis't sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern;
Allein' nur redlichen Gemüthern.

Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen,
So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.

Ach ja! Beaten's Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit!
O nein! sie weiß sich auch die Todten zu verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wann sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz' war doch der Beste!
Welch schönes Crucifix, von wem wird dieses seyn?
Beate schickt's, und will's dem Leichnam weihn,
Das fromme Weib, erlebt sie mein Erblassen,
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird im künft'gen neuen Jahr,
So sehr die Andern sie beneiden,
Zum drittenmal sie noch bekleiden,
Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn;
Wer war's, der jüngst in die Collecte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate war's, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann sie denn dafür, daß es die Leute sehn?

Beate, laß die Lästrer schmäh'n,
Und laß sie aus Verläumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Dereinst du ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn Andern Noth und Unglück dräut:
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht seyn:
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir" spricht der Lahme, „beizustehen?
„Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
„Doch scheint's, daß du zu einer Last
„Noch sehr gesunde Schultern hast.

„Entschließe dich, mich fortzutragen,
„So will ich dir die Stege sagen;
„So wird dein starker Fuß mein Bein,
„Mein helles Auge deines seyn."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln deine Gaben:
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein;
Wir dürfen nur gesellig seyn.

S. 24.

Der Blinde und der Lahme.

J. Kirchhoff del. F. Guimpel sc.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden:
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen,
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantalon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde,
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?

„Ach!" rief Phylax: „Pantalon!
„Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
„Hätt' ich nur nicht eingenommen,
„Wär' ich wohl davon gekommen.
„Sterb' ich Aermster so geschwind,
„O! so kannst du sicher schreien,
„Daß die vielen Arzeneien
„Meines Todes Quelle sind.

„Wie zufrieden schlief' ich ein,
„Sollt' ich nur so manches Bein,
„Das ich mir verscharren müssen,
„Vor dem Tode noch genießen!

„Dieses macht mich kummervoll,
„Daß ich diesen Schatz vergessen,
„Nicht vor meinem Ende fressen,
„Auch nicht mit mir nehmen soll.

„Liebst du mich, und bist du treu,
„O! so hole sie herbei;
„Eines wirst du bei den Linden
„An dem Gartenthore finden;
„Eines, lieber Pantalon,
„Hab' ich nur noch gestern Morgen
„In dem Winterreis verborgen;
„Aber friß mir nichts davon."

Pantalon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand,
Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: „laß mir alles liegen:
„Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
„Aber, Bruder! eher nicht.

„Sollt' ich nur so glücklich seyn,
„Und das schöne Schinkenbein,
„Das ich — — doch ich mag's nicht sagen,
„Wo ich dieses hingetragen.
„Werd' ich wiederum gesund,
„Will ich dir, bei meinem Leben!
„Auch die beste Hälfte geben;
„Ja du sollst" — — Hier starb der Hund.

•   •
•

Der Geizhalz bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Lust der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Schätze zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder! recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz' alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben!

* * *

Was sprecht Ihr, Nachbar? dieser Rain,
Der sollte, meint' Ihr, Euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, Ihr irrt;
„Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schweden Zeit — —"

Gevatter, Ihr seyd nicht gescheut!
Versteht Ihr mich? Ich will's Euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Nein! eher will ich sanft nicht ruhn!
Es soll das Recht den Ausspruch thun.
So sagte Kunz, schlug in die Hand,
Und schob den spitzen Hut die Quere:
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
„So meid' ich lieber Gut und Land!"
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor in's Amt geritten.
Er läuft und holt den Anwald ein.
Wie, sprecht Ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.

Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr!" fängt er ganz erbittert an:
„Mein Nachbar, der infame Mann,
„Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
„Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
„Der zwischen unsern Feldern lieget,
„Der, spricht der Narr, der wäre sein,
„Allein, den will ich sehn, der mich darum betrüget.'
„Herr," fuhr er fort: „Herr, meine beste Kuh,
„Sechs Scheffel Hafer noch dazu!"
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden)
„O! dient mir wider ihn, und helft die Sach' entscheiden."

Kein Mensch, versetzt' Herr Glimpf: dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen,
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch könnet Ihr sehr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist?
Ich will Euch Eure Sache führen:
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. „Herr!" ruft ihm Kunz noch nach:
„Ich halte, was ich Euch versprach!"

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Rieß Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt:
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte:
Doch, im Vertrau'n gesagt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
„Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen!
„Doch — —
Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen;
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O!" ruft er: „lernt von mir den Streit auf's höchste treiben;
„Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
„Ich," sprach er, „kenn' Ihr christlich Herze:
„Sie sorgen gern für Andrer Heil,
„Und nehmen mit gerechtem Schmerze
„An Ihres Nächsten Elend Theil.
„Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
„Sie seh'n, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
„Nein, ich verlasse mich" (hier wies er ihm den Degen)
„Allein auf Ihre Gütigkeit."

* * *

Dies ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;

Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Ford'rung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Bremß entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der heficht am Gebisse floß.
Geschmeiß! sprach stolz das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern."
Es schüttelte: die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit den Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

* * *

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dies stürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht dienen kann,
Kann immer doch, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt:
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch Jedem das Versprechen:
Ihm, würd' er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die Meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten,
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Rechnung fand;
Doch Alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte sich die Charten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr Viele reis'ten nur im Geist,
Und standen in dem Wahn, sie hätten schon gereis't.
Noch Andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise eifrig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte,
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fingen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reis'ten; aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch Andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reis'ten nicht durch grüne Felder,
Sie suchten öde, finstre Wälder,
Und reis'ten unter Furcht und Qual:
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie abgezehrt,
Und siech und krank heimkehren würden,
So wären sie des besten Amtes werth;

Sie reis'ten nicht auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör' ich Manchen klagen,
Ist nicht dies Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Es sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund, was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sey Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

Das Testament.

Philemon, der, bei großen Schätzen,
Ein edelmüth'ges Herz besaß,
Und, Andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß,
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Auf's schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als sie;
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
„Nein," sprach er: „laßt sie neidisch schmäh'n,
„Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
„Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
„Das wenig Menschen nutzen können."

Er stirbt. Geöffnet wird sein Testament,
Man lies't: „Ich will, daß einst nach meinem Sterben,

„Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
„Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.“
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
Wie? könnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles diesen Beiden?

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen,
Denn damals wußte man noch nicht zu prozessiren:
Sonst hätten Beide nichts gekriegt;
Doch so erhielten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Seel'gen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb, war er's noch nicht.

Sind uns're Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn;
Er nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch unbefriedigt gehn.
Arm hatt' er sich noch satt gegessen;
Reich hungert' er, bei halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung ab,
Und war mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last, sich selbst zur Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren:
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.

Er hielt sein Wort, und sah in wen'gen Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und abgefahren,
Schlich er tiefsinnig, unbekannt.
„Ach!" sprach er zu dem andern Erben:
„Philemon hat es wohl gedacht,
„Der Reichthum würd' uns nur verderben,
„Drum hat er uns sein Gut vermacht.
„Du hungerst karg: ich hab' es durchgebracht.
„Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen;
„Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen."

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht Einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh';
Doch seine Spröde hört' ihn nie.

Er sprach: Zwei Bänder geb' ich dir,
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dies ist ein theurer Kauf,
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm uns're Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: „Nein!"

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir es itzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
„O!" rief sie: „fürchte nichts von mir:
„Ich bin dir ewig gut dafür."

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer stehn.

„Wie roth," spricht Phyllis: „ist sein Mund!
„Bald dürft' ich mich zu was entschließen.
„O! wäre nicht sein böser Hund,
„Ich müßte diesen Schäfer küssen."
Sie geht; doch da sie gehen will,
Steht bald sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreimal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein, sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagt's, Damöten sanft zu küssen;
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süß muß solch ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kommt noch einmal wieder;
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht,
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fing Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
„Dir" sprach sie: „hab ich nichts gethan,
„Ich spielte nur mit deinem Hunde;
„Und überhaupt es steht nicht fein,
„Ein Schäfer, und stets schläfrig seyn!"

„Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
„So sollst du mich zum Scherze küssen.

Nun, sprach der Schäfer, ist's zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Schafe hin.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch, wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht,
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab' es oft versucht, und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, bloß weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht;
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verläumdung nach;
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
„Das" rief sie: „hab' ich wohl gedacht!
„So gut man auch die Anstalt macht,
„So finden Sie doch Grund der armen Frau zu spotten.
„Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie iroth und blau durchströmt, lang auseinander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt;
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht.
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: „Ich, Mann! ich, Deine Frau,
„Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar zu blau!"
Sie nimmt das Glas und trinkt. O laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken.

Ein plötzliches Geräusch bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus:
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schläf' und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hält's ihr vor's Gesicht;
Umsonst! umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann: er kömmt, und schreit: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau!
Wer hieß mich dir doch widerstreben,
Ach! der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau!

Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
„Blau war er!“ rief sie aus: „willst Du, Dich noch nicht geben?“

So that der Geist des Widerspruchs,
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich will's dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
„Ei,“ rief das Heupferd ganz entzückt:
„Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
„Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.“

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.

Sie sprach: „Du wirst ein großes Glück genießen!
„Doch wird's dein Unglück seyn, sobald du es wirst wissen.“

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt;
So laß mich größ'res Licht von meinem Glück empfangen.
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.

Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht weil's die Gottheit saget,
Nein, weil er's schon gewünscht, eh' er sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein, denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon, das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

„Du wirst,“ hub das Orakel an:
„Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen,
„Und Völker, die dich dienen sahn,
„Dereinst durch einen Wink regieren.“

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort,
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen;
Und läßt schon ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.

Allein, so froh er war, so war er's nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit war's die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Dem delphischen Apoll sich noch einmal zu nah'n.

„O Thor',“ versetzt Apoll: „euch Sterblichen zum Glücke,
„Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.

„So wisse denn: In kurzer Zeit
„Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit!
„Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
„Dir mit dem Throne bald das Leben!“

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande,
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn,
Und Semnon ward, bei immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königin,
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken,
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal, sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift! Er stirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach, ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

S. 40.

Das Karten Haus.

J. Kirchhoff del. F. Guimpel. sc.

Die Mutter kann im L'hombrespielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen:
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht.

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald freiwillig ein.

• •
•

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein.
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten, auch die Dinge seyn.

Bei Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt,
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht,
Die Liebe nicht von Herzen ginge?
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hört's der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist.
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir zu bestimmter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde,
Und wenn dir dies unglaublich scheint;
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch,
mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten Beide:
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!
Ja wohl! ich wünsch' es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich
krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen:
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.

„Tod!" fängt sie ganz erbärmlich an:
„Tod! wenn ich dich erbitten kann,
„Nimm lieber mich, als meinen Mann!"
Wenn's nur der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth.
Er kömmt, und fragt: wer rief? „Hier!" schreit sie: „lieber Tod!
„Hier liegt er, hier in diesem Bette!"

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget;
O Weiber! überwindet euch,
Les't dies Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig, lieben;
Uns ist die Treu in's Blut geschrieben.
Beweis't es! hör' ich alle schrein.
Recht gut! es soll bewiesen seyn.

* * *

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle.
Die alte Spötterei; kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär'.
Genug, sie wird sehr krank. Gleich wendet auch ihr Mann,
Was man von diesem fordert, an;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war,
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
Ach, Engel, spricht die Frau, stell' deine Klagen ein;
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frein!

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
„Dein Schatten," ruft er: „soll mich quälen,
„Wenn mich ein zweites Weib besiegt."
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt,
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis' und Trank, sucht keine Lagerstatt:
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
„Was?" fängt er plötzlich an zu fluchen:
„Was Henker, was soll dieses seyn!
„Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
„Gesetzt, ich wollte wieder frein:
„So müßt' ich ja ein neues machen lassen."

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht holt ein andres Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit,
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eig'nen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich in Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
„Unwissender!" läßt sich die Spinn' erbittert hören:
„Du kannst mich noch durch solche Frage stören?
„Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit!

* * *

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nichts nützet,
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein, denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne:
Dies muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne,
So seh' ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen!
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib' immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen.

„O!“ rief die Biene: „spotte nicht!
„Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
„Nicht so, wie du bei deinem Eie,
„Aus vollem Halse zehnmal schreie:
„So glaubst du, wär' ich ohne Fleiß.
„Der Bienenstock sey mein Beweis,
„Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
„Ich, oder eine träge Henne?
„Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
„So sind wir nicht auf uns bedacht;
„Wir sammeln Saft, der Honig macht,
„Um fremde Zungen zu vergnügen,
„Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
„Und schreien wir bei warmen Tagen,
„Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
„Uns nicht, wie du, im Neste, heisch:
„So präge es dir klüglich ein:
„Wir hassen allen stolzen Schein;
„Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
„Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

„Auch hat uns die Natur beschenkt,
„Und einen Stachel eingesenkt,
„Mit dem wir die bestrafen sollen,
„Die, was sie selber nicht verstehn,
„Doch meistern und verachten wollen:
„Drum, Henne! rath' ich dir, zu gehn.“

* * *

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichte dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne seyn,
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst: was nützt die Poesie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreute Timon einst die Nacht:
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf,
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die kaum den Gruß ihm gönnten,
Demüthig itzt auf sich verziehn.
Die Schöne die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timon's Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Im Traum von Doris Arm umfangen,
Der sich liebkosend um ihn schmiegt
Lallt er: „O Doris, mein Verlangen,
Hat Timon endlich dich besiegt?"

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen,
Und hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
„O böser Freund! um welch Vergnügen"
Klagt Timon ängstlich: „bringst du mich!
„Du machest, daß mein Traum verschwindet;
„Warum entziehst du mir die Lust?
„Genug, ich hielt sie für gegründet,
„Weil ich den Irrthum nicht gewußt."

* * *

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd,

Wer heißt euch, uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt,
Und der, so heftig wir ihn glauben
Uns minder Schaden bringt als nützt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht:
Die meisten Arten von Vergnügen,
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er wähnt, er sey der größte Held;
Gönnt ihm die Lust, sich hoch zu achten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph bei'm Schreiben?
Mich lies't der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt, doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zu denken hat.
Erforscht fast aller Menschen Leben,
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß Wonne wir empfinden!
Täuscht uns auch tausendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrthum ganz verschwinden,
So wär' es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bei ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zevs läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen,
Denn stürmisch sollt' es heute seyn.

Der

S. 48.

Der Reisende.

J. Kirchhof del. F. Guimpel sc.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, den Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

„O Thörigter!“ läßt Zevs sich hören:
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
„Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
„Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
„So hätte dir der Pfeil das Leben,
„Das dir der Sturm erhielt, geraubt.“

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn!
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.

Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh'?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Zum erstenmale küßt er sie.
Ein Jahr! und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum? rief er, bei'm ersten Blicke
Nicht gleich: mein Kind, ich liebe dich!
Da lob' ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Um euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt,
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

* * *

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn:
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Wird auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, von Kummer eingenommen,

Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Qual,
Er spricht von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh' Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht, zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht?
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben.
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn,
Und, da sie ihn ohnlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch Einen Rath, und dieser Rath wird glücken.
Durch Verse kann man sehr entzücken;
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib' an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das hohe Lied gelesen,
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er sieht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,

Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt erfreut den Brief an sich, und küsset ihn.
Die Magd empfängt für ihr Bemühn
Ein Goldstück, und sie schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein, was stand in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dies: „Mein Herr, Sie sind nicht klug!“

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben,
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein, je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh'.
Was that er endlich? Er verreis'te,
Und ging, (was kann wohl ärger seyn?)
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß auf dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden einig bald, und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf,
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doktor Fausten selbst betrogen,
So hielt er doch sein Wort genau:
Frontin ward Hannchen's Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh' vier Wochen sich verlieren,
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
„Ach!“ spricht er, da der Geist erscheint;
„Ach! darf ich, lieber böser Feind,
„Noch einer Bitte mich erkühnen?
„Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
„Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen,
„Und dies erfüll' ich auch genau.

„Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen,
„So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn;“
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
„Denn,“ sprach er bei sich selbst: „so arg du immer bist,
„So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.“

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch' ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht' es wohl, drum kam ich so geschwind.

„Ich bin,“ sprach der Poet: „noch nie allein gewesen,
„Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.“

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben,
Sonst immer für die Leue spart,
Wo nie den Gütern bess'rer Art

Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch, auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und ließ ihn in verborg'nen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kommt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

„O Glück!" rief jetzt Aret: „soll eins von beiden seyn;
„Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrei'n,
„So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
„Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
„Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
„Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein."

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler hochbeglückt einst pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Gold und Volk, erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;

Als dies Damokles einst gethan,
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, so würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
„Von Herzen gern!“ fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde prangt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles jetzt beglückt.
„O Hoheit!“ ruft er aus: „könnt' ich dich ewig schmecken!“
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
„Ach!“ fängt er zitternd an zu schrein:
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewund'rer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;

Dies Uebel sieht man alle Tage.
Allein, wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden,
Allein es ist unendlich schwer;
Die Narren müßten weise werden,
Und seht! sie werden's nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn.
Das Eine von den beiden Thieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, ertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln:
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.

Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus;
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das schönste Kind zu unsern Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte Sie umsonst gemalt;
Und hätt' ich ja was fordern sollen,
So hätt' ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar:
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht;
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm' Er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß Ihm so viel Schmeicheleien
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„Kurz, nehm' Er nur sein Bildniß hin!
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt' Er die Venus malen:
„Von dieser laß' er sich bezahlen."

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es seyn zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für reizend halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Richter werden doch ein günstig Urtheil fällen!
O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde.
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preis't sie schön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte.
Man sah auf's Bild; doch jedesmal
Noch läng're Zeit auf das Original;
Und jeder rief: „sie ist getroffen!“ —
„O!“ sprach sie ganz beschämt: „wie könnt' ich dieses hoffen?
„Er hat mich viel zu schön gemalt,
„Und Schmeichler werden nicht bezahlt.“

„Selinde,“ hub der Richter an,
„Kein Maler konnt' Euch treuer malen.
„Er hat nach seiner Pflicht gethan,
„Abbittend sollt' Ihr ihn bezahlen!
„Doch weil Ihr von Euch selbst nicht eingenommen seyd;
„So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
„Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
„Zum Lohne der Bescheidenheit.“

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

* * *

Je minder sich der Kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
„Sohn!“ sprach er: „um dich zu versorgen,
„Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
„Er liegt“ — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find' ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuren harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und mühlos findet er (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh' die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mind'rer Müh' die Wahrheit suchen wollte,
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß' dich nicht auf fremde Müh';
Such' selbst, such' aufmerksam, such' oft; du findest sie.

Die Wahrheit, glaubt es mir! die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke;
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön, so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft. —
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredtsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ist's, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glück Monimen's Tugend wanken?

„Prinz!" fieng sie herzhaft an: „du scheinst durch mich gerührt,
„Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert.
„Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
„Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
„Nicht jene macht mich stolz, nein! diese macht mich kühn.
„Sey tausendmal ein Prinz; umsonst ist dein Bemüh'n!
„Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
„Nur als Gemahl wirst du Monimen's Herz gewinnen."

So unbeweglich bleibt ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,

Des Hofes Pracht und Glanz, nichts konnte sie bezwingen,
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch' ein selt'nes Glück! Von niederm Blut entsteh'n,
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöh'n!
Wie lange, großes Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange? —

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimen's Arm, um in den Krieg zu zieh'n.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn:
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh' dies der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav' eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

„So," ruft sie: „raubt mir auch die Hoheit noch das Leben?
„Die für entriß'ne Ruh mir einen Thron gegeben,
„Auf dem ich, ungeliebt, durch Reue mich gequält,
„Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt? —
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen:
Allein, das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
„O," ruft sie: „Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
„Sogar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?" —
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände
Und ward das Wunder seiner Zeit!
Der Journalisten güt'ge Hände
Verhießen ihm Unsterblichkeit.

Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Zum sechstenmal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke,
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tod, da ihn der Tod enseelt,
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mit gezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen;
Fängt an, mit ihm die Gassen zu durchziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erscheinen.

Der grüne Esel.

J. Kirchhoff del. F. Guimpel sc.

Welch' Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün, der rothe Füße hat;
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu uns'rer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Verwundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn;
Und so bewundrungswerth er anfangs allen schien,
So dacht' jetzt doch kein Mensch mit einer Sylb' an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu: so nimmt's den Pöbel ein;
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.

Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der inn're Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Gebehrden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn;
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron,
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz ihm eingegeben,
Recht unverschämt, lobhudelnd zu erheben,
Die Kunst verstand, und dadurch sich empfahl,
Kam gleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Prachtsucht, Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und Gen'ral, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewieß den Satz:
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlassen.

S. 65.

Der arme Schiffer.

J. Kirchhof del. F. Guimpel sc.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar,
„Hier," spricht er: „nimm es hin, und brauch' es ohne Sorgen;
„Ich freue mich, daß ich dir dienen kann,
„Du bist ein ordentlicher Mann,
„Dem muß man ohne Handschrift borgen."

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wiedersehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? — Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr, fängt er an: erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden,
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt' euch herzlich, nehmt sie an!
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß dir ich jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will,

Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er: ist der Rest von meinem ganzen Glücke.
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glück verdank' ich euch allein!
Und wollt' ihr ja recht gütig seyn,
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

„Hier," spricht Philet: „Hier ist dein Geld!
„Behalte deinen ganzen Segen:
„Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
„Verdient ihn seiner Treue wegen.
„Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
„Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
„Die sollen deinen Kindern seyn."

Mensch! Mache dich verdient um Andrer Wohlergehen:
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist.

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Dein Auge nie, bei Dingen die geschehen,
Recht das Vergangene und auch die Folge sieht;
Und doch hoffst du den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in ihren weisen Schlüssen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, seyn.

Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, zu blöd' am Geiste bist;
Es mag ein Beispiel dich belehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

• • •

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größ're Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab in niedre Thäler sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesem Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
„Wie in der Welt sich alles billig fügt:
„Denn wißt: es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
„Des Knaben Vater einst erschlagen,
„Der den verlornen Raub davon getragen.“

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Das Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte;
Denn laßt ein Weib schön, wie Cytheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht mehr
ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beß'rung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen,
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was Andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisetten's Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit Beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befrein?
Der Mann sieht Lorchen an, und spricht mit ihr durch
Blicke,
Weil er nicht anders reden darf:
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht
galant!
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.

Wenn Blicke nur gesprochen hätten,
So möcht' es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem, wie eine Braut,
Und findet auch für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt' es anders seyn? Lisette mußt' es hören:
Sie hört's, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz.
Und will sich nicht zufrieden geben.
„Ach," spricht sie: „lieber Mann, wie redlich meint's
dein Herz!
„O! gräme dich doch nicht, ich bin ja noch am Leben."

Die Verschwiegenheit.

„O Doris wärst du nur verschwiegen,
„So wollt' ich dir etwas gestehn;
„Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
„Doch nein, ich schweige," sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferin,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir's sicher offenbaren:
Ich schwör' es soll's kein Mensch erfahren.

„Du kennst," versetzt Tiren: „die spröde Sylvia,
„Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
„Ich komme itzt von dieser kleinen Spröden:
„Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
„Nein Doris, nein, es geht nicht an:
„Es wär' um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,
„Wenn Sylvia dereinst erführe,
„Daß — dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre."

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
„Ja wohl! Doch sage ja kein Wort!

„Ich hab' ihr Herz nun völlig eingenommen,
„Und jetzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
„Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
„Doch Eins erbitt' ich mir, du mußt verschwiegen seyn.
„Daß wir uns günstig sind, und treu und zärtlich küssen,
„Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wissen.
„Drum bitt' ich, Doris schweige ja!
„Sonst flieht und haßt mich Sylvia."

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

„Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
„Du kennst den redlichen Tiren;
„Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dir's gestehn.
„Er sagte mir — verlang' es nicht zu wissen
„Ich hab' es ihm versprechen müssen,
„Daß ich Zeitlebens schweigen will."

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damöten's Kuß
So unvollkommen schmecken muß,
„Du zürnest," ruft sie: „mein Getreuer,
„O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
„Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
„Und hat ihm jetzt in ihrem Leben
„Den allerersten Kuß gegeben:
„Allein du mußt verschwiegen seyn."

Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein,
So fühlt er schon die größte Pein,

Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt. und Küsse giebt:
Du stummer Busch nur sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah;
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte;
Sie läuft, und sucht den Schwätzer den Tiren.
Ach! Schäfer, ach! wie wird dir's gehn!
„Mich,“ fängt sie an: „so zu betrüben!
„Dich, Plaudrer, sollt' ich länger lieben?“

Und kurz, Tiren verliert die schöne Schäferin,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
„Ja,“ spricht Damöt: „ich muß es selber sagen,
„Daß ich nicht wenig strafbar bin:
„Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
„Du hast ja selbst nicht schweigen können.“

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet;
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu verstehn,
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet;
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit: allein nicht gar zu weit
Sieht sie den Teich, den sie noch nicht gesehen:
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier, du schwimmst? Wer lehrt' es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit struppichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrei'n;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein:
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut:
Warum sie denn so ängstlich schreit?

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der findet Lust an blut'gen Kriegen,
Und dich erschrecket schon der Name: Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt:
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ist's, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt auf's Ruhbett nieder.

Sie röchelt? Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind! löſ't ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ist's, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint sogleich im vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit bald zu heben,
Sich eilig Dint' und Feder geben.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bei Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn hübsche, junge Weiber klagen.'

Den Mann erfreuet der Bericht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
So kostbar er auch ist, doch hilft er nicht;
Drum muß der zweite Doktor kommen.

Er kömmt. Geduld nun werden wir's erfahren.
Was ist's, was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Und nun der Blattern Gift erliegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß dich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,

Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte,
So ist sie nicht so schlimm als eure Cur.

Geduld, vielleicht genes't sie heute.
Der Mann kommt nicht von ihrer Seite,
Eh' eine Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmahl, ob's noch nicht besser ist?
Ach! ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen:
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrei'n.

Wer pocht? Es wird der Doktor seyn.
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen;
„Er kömmt," so stammelt sie: „Er kömmt zu rechter Zeit;
„Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
„Ja, wie Er sieht, so werd' ich bald erblassen.
„Doch hätte mich der Himmel leben lassen,
„So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
„Von solchem Stoff, als Er, Er wird's wohl wissen.
„Für meine Freundin machen müssen;
„Es ist nichts schön'res auf der Welt.
„Als ich zuletzt Besuch gegeben,
„So trug sie dieses neue Kleid;
„Doch geh' Er nur. O kurzes Leben!
„Es ist doch alles Eitelkeit!"

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann,
Und laß die Hoffnung nicht verschwinden,
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt den Auftrag zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelt's aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach, Engel spricht der Mann, bei sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
„O," fängt sie an; „so krank ich bin,
„So kann ich doch dir, Liebster, nichts versagen.
„Ich will mich aus dem Bette wagen;
„So kannst du augenblicklich sehn,
„Wie mir das neue Kleid wird stehn."

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte;
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt!

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis: das weiß ich nicht;
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen,
So wählt ein reizendes Gesicht;

Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib,
So dien' ich euch mit einem andern Rathe:
Bemüht euch um ein reiches Weib.
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen
Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange.
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinne und den Leib;
Und wagt's, um euch nach Wunsche zu vermählen,
So wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still. —

Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht
wissen;
Ich frage: welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —
O! — fiel der Greis ihm ein: — da müßt ihr keine
nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann?
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War regelmäßig zwar gebaut;
Ihr Angesicht ward rund, und zart die weiße Haut,
Doch sehr gezwungen ihre Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck in's Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte,
So ward sie doch bei alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die and're Schwester Karoline,
War im Gesicht nicht halb so zart
Doch reizend ihre off'ne Miene,
Mit sanfter Freundlichkeit gepaart.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand,
Ward ihrem Reiz doch dadurch nichts entwandt:
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten;
Ein leichtes Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Platz, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemess'ne Tracht
War Karolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam; man wies ihm Philippinen,
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Karolinen,
So blieb er vor Entzücken stehn.

• •
•

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur.
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer;
Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
Die and're sucht durch Einfalt zu gefallen;
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus:
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Drauf trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm, ist in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler wird beschämt gerühret;
Er sah den Kenner traurig an.
„Nun," sprach er: „bin ich überführet!
„Ihr habt mir nicht zuviel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die Eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die Andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden,
Und Beide stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es, sprich, wer von uns Beiden
Am meisterlichsten singen kann?
„Das weiß ich nicht," sprach sie bescheiden,
Und blickte sie mitleidig an,
Und wollte sich hoch in die Lüfte schwingen,
Umsonst, — sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
„So," sprach sie: „will ich's denn gestehn:
„Die kann so gut wie jene singen;
„Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
„Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen,
„So kann uns eures nicht gefallen.

• • •

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der Eine kann so gut, wie Jener, denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit,

So lange wir Mosheime haben,
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr redsel'ge Schwätzer seyd,
Zankt nicht um eure hohen Gaben
Im Gründlichen: o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein wie du:
Allein so lange wir Leibnitze haben,
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Allein so lange wir noch Hagedorne haben,
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger, in der Raserei,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel welch' ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren;
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrei'n.
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrei'n.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth,
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hat's von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn,
Von tausenden nicht Eine? Nein.
Nun, das ist viel: da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart nun auch der Feldherr war,
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen:

Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen,
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und Einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
„Ihr Schönen!" fängt er an und spricht:
„Ihr Schönen!" Dieses glaub' ich nicht.
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sey'n es oder nicht, einst meine Schönen nennen.

„Ihr Schönen!" sprach der General:
„Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
„Doch jede muß für den Gemahl
„Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben,
„Und die Ein Stück zurückbehält,
„Verliert den Mann vor diesem Zelt."

Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.
Was half's, daß er, Ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zagte,
Holt Jede ihren Schmuck mit Freuden schnell; allein
Dies schien doch dem General noch nicht genug zu seyn,
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag' ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken,
Und jede Frau erhielt drauf ihren Mann.

O welche Wollust! welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken.
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Dann eilte jede froh mit ihrem Mann in's Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund, nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth,
Sie grämten sich nnd durften's doch nicht sagen.
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat in's Blut.
Sie legten sich; es starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd' und satt, neunhundert an der Zahl,
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben,
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
„Sohn!" fing er an: „mich quält ein trauriger Gedanke;
„Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
„Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
„Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
„Die sollen Dein. Nimm sie, mein Sohn,
„Und gieb dem Bruder nichts davon."

Der Sohn erschrak und stutzte lange.
Ach, Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
„Er?" fiel der Vater ihm in's Wort:
„Für Görgen ist mir gar nicht bange,
„Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort."

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brode saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken;
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreimal, und sprach:
„Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Gern thätest du mit deinem Schatze schön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn.
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch
schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Dein Stückchen Fleisch verzehrst du dann in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Gleich nach dem Pfarrer hast du Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!"

Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne
her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr:
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er nicht blöde seyn und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich in's Grüne
nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fing an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch aus seinem Dorfe wissen,

Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegersohn!

Er eilt in's Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank als Schulz im Dorfe nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doktor nennt;
So wußt' auch Hans vor großer Freude,
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch, und that den Gästen oft Bescheid
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sonst sich seines Glücks erfreut,
Und oft gewünscht: „Wenn ich doch Schulze wäre!"
„Ich, — fing er zu sich selber an:
„Ich habe Haus und Hof und Ehre,
Und bin mit alle dem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die trotzigen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe,
Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus.

Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es Niemand thut, so hunzt die Frau mich
aus.
O wäre mir's nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb' als Drescher auf dem Lande."

• • •

Wer weiß ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht!
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Jetzt aber mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren.
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh' es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufried'nen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mind'sten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen,
Ich sah ein recht zufried'nes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen,
Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen;
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört' ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte;
So herrschte weder sie, noch er.

Sie herrschten, aber bloß mit Bitten.
Sie stritten, aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh' wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Und falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Den kleinsten Fehler niemals sehn.

Der letzte Tag in diesem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein,
Sie starben. Wenn? — wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würde dies nur Fabel seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken,
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der andre sich den Taback angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an,
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an,
Und wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarge ihm einst einen Stoß zu geben.

Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren,
Doch endlich kam die Sache vors Gericht,
Da mußte sich's dann offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren?

Das Kutschpferd.

J. Kirchhof. del. F. Guimpel. sc.

Was war der Grund? Der Brodneid. War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das
Licht!
Allein so sang der and're nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschied'nen Art,
An die sich Beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt,
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach' und Wuth
entstanden.

* * *

Die Wächter, hör' ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn. —
Ihr Herren, stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Erfuhrt ihr nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah' einst einen Gaul den Pflug
Im Acker ziehn. Es wieherte vor Stolz und trug
Das Haupt empor, begann die Schenkel schön zu heben:
Wann kannst du, sprach's, dir solch ein Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?
„Schweig," — rief der Gaul — „und laß mich ruhig
pflügen:
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deine Schenkel stolz erhält? —"

* * *

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,

Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten,
So ist der Vorzug doch nicht dein:
Denn stammtest du aus ihren Hütten,
So hättest du auch ihre Sitten;
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,
Wenn sie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, sie aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesop hat's einst gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht den kleinen Vorzug gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht;
Denk' oder denke nicht, darauf giebt Niemand Acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein, und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kommt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.

So saß auch hier die weise Fliege,
Ein halbes Dutzend ernster Züge
Verfinsterten ihr Angesicht;
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dies Gebäud' entstanden?
Ist außer ihm wohl Jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, — sprach die bejahrte Spinne:
Hat diesen Tempel aufgebaut;
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dies beweis't, daß ihn die Kunst gebaut. —
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne:
Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne,
Und finde nichts als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Märchen glaub' ich nicht.
Lern' es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hierher,
Und fingen an, zusammen sich zu schicken;
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid' erblicken.
Kann was begreiflicher, als diese Meinung seyn?

• •
•

Der Fliege können wir ein solch System vergeben:
Allein, daß sogenannte starke Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was in der Messe er gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch vermehren wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir, (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß:)
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb sein noch war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar,
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
Ach: sprach er: ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß' ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann;
Müßt ihr denn erst noch Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. —
O Gott! du weißt's! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.

Der arme Greis.

J. Kirchhof del. F. Guimpel sc.

Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein der Greis rief mich zurück.
Ach, sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben;
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich: sollt es alles haben,
Ich seh' daß Ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür;
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn;
Allein indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde tod.
Die Mien' auf seinem Sterbebette,
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf einem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unbillig redte,
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod' ihm einem Trunk versagt!

So sprach mein Freund, und bat, die Müh' auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Ich zweifle; denn ein Mann, der sich zu keiner Pflicht,
Und nur auf Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe,
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,

Die stell' itzt deinem Geiste dar,
Und fühl' es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doktor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend insgeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an;
Er kam. O wär' er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahnung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundin sieht ihn zagen,
Und sagt's ihr, (heimlich sagt sie's ihr)
O: — spricht sie: — Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg' er zweimal fehl, so werd' ich doch nichts sagen,
Ich weiß, er meint es gut mit mir. —
Der Arzt sprach noch: das wollen wir nicht hoffen;
Und schlug, und rief: O unglücksel'ger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er darnieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was Edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Gebot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt.
Doch dies war nur das kleinste Leiden.
Die Ärzte sahn nunmehr die tödliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil Rettung sonst nicht möglich war.

Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doktor an, sein Schrecken sagt dir's schon!
Er sieht den Brand und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drei Tage, leben!

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
„So," sprach sie: „sterb' ich denn? Wohlan! Er ist nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblassen:
Gott hat's verhängt: Gott ehr' ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben.
(Es trat der Wundarzt eben ein)
„Sie aber," fuhr sie fort: „setz' ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn!"
Sie sprach's, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf jetzt bei des Einen Zügen,
Und billigte des Andern Schlag.

Der Eine der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe:
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, da er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: „Ja!"

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden;
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, Trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf ganz unverschämte Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt,
„Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe:
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
So sag' ich's euch, und Jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd."

Das

Der Bauer und sein Sohn.

J. Kirchhof del.   F. Guimpel sc.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn;
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat dir manchen schon betrogen:
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig seyn)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen'
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach!" sprach er: „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr,
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Jetzt sah er die verhängnißvolle Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater fing er an: „der Hund von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb."

Die Brücke kömmt, Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran: doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater!" ruft er: „seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich solch einen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war;
Bei Hofe? Was? Bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, wie ein Poet,
Ein Mensch der nichts von Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nöthig ist? —
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärger'ts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen lies't.
Was ist denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts! Der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der Andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen;
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag' im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein,
Sehr gute Freund' und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder Ja, noch Nein.

Kurz der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, was man wohl merken muß;
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß!
Was, rief ein Prinz: den blassen Mund zu küssen!
„Blaß," sprach die Königin: „blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durch's ganze Jahr."

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! — rief die Frau Gevatterin! —
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme itzt von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ich's kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mir's Gott) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.
Die stolze Frau! ich richte nicht; man sieht
Doch daraus klar, daß nichts umsonst geschieht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe;
Allein die Stadt erfährt's, gedenken Sie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich."

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an, sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil Beide sich, von nichts zu reden, schämen,
Deswegen? Nein, das glaub' ich nicht,
Wie sollten dies sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von Nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um. „Frau Schwester! noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott, vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der eitelen Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, mit einem Pferdefuß:
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß.

Allein Lucinde will's verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn."

Dorinde sagt's ihr zu. Doch soll es mir nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, sobald sie kann, erzählen,
Weil jene sie zu schweigen bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren.
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden ist's noch viel zu schön geboren,
Und weil sie's noch verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beiden Händen Krallen.

Eh' noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter krenzten sich,
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
Von diesem Wechselbalge sprach;
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte,
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

So bald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physikus nach dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt mit Pferdefuß und Haaren!

• • •

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was man sich mitgetheilt,
Geheimnißvoll in alle Häuser eilt,
Und, wenn sie's dreimal sagt, von neuem dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen!
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt.

Ein giftig Weib — — Doch nein, ich mag nicht schmählen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie Andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn,
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab' euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen."
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen:
Allein du mußt mit mir spatzieren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die ihr stets, so gern auf Größ're schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt,
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben;
So laßt euch nicht daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als viele, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um Andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab:
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing Einer an: gehst du bergan so froh;
Bergunter so betrübt? „Ich bin," sprach Till: „nun so,
„Wenn ich den Berg hinunter gehe,
„So denk' ich Narr schon an die Höhe,
„Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz,
„Allein wenn ich berganwärts gehe:
„So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz."

* *
*

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken,
So lerne klug, wie Eulenspiegel, seyn:
Im Unglück gern an's Glück, im Glück an's Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz losprocessirte,

Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk, da sieht man's nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär' er nicht so treu die Sache durchgegangen,
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Itzt waren sie nun Beide frei,
Und dankten ihrem Advokaten,
Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Dukaten;
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen
konnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen, was sie mitgebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte,
Drauf gingen sie zu ihm vor's Bette,
Und wünschten höflich gute Nacht!

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit?
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen,
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stand und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals der gern haben wollte,
Daß er das Haus bewundern sollte,
Fragt' ihn mit prahlendem Geschrei:
Ob's groß genug für Arme sey?
„Warum nicht?“ sprach der Freund, „hier können viel Personen
„Recht sehr bequem beisammen seyn.
„Doch sollen alle die hier wohnen,
„Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.“

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten,
Der Tod der Mücke heischt mein Lied,
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb und die verschied.

Es setzte sich die junge Fliege
Voll Muth auf einen Becher Wein,
Entschloß sich, that drei gute Züge,
Und sank vor Lust in's Glas hinein.

Amynt.

J. Kirchhof. del. F. Gruimpel. sc.

Die Mücke sah die Freundin liegen!
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein, verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht' wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

A m y n t.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen.
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Flehen ein,
Gleich auf das erste Wort? — Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dies Procent zog er gleich ab.

Indeß daß noch der Reiche zählte,
Trat auch ein Handwerksmann herein,
Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn,
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an:
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb! —
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb,
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hat's gehört" — Und eilends ging der Mann.

Amynt! fing drauf der Wuchrer an:
Wenn sie euch vor Gerichte fragen,
So könnt' ihr ja, mir zu Gefallen, sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn;
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken,
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

„Herr," sprach Amynt: „ich habe seit zween Tagen,
„Für meine Kinder nicht satt Brod,
„Sie werden über Hunger klagen,
„So bald sie mich nur wieder sehn,
„Es wird mir an die Seele gehn,
„Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
„Allein ich will's mit Gott ertragen.
„Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
„Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd' ich deswegen wohl der Mordsucht fähig seyn?
Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Es sey die Wollust kein Verbrechen,
Wird, wenn's dein Vortheil noch begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf Einmal wird man nie der größte Bösewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen,
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn:
Was kann sich dir dann widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk' es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk' es dir!
Es giebt nicht mehr als Eine Tugend,
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
Dich in und ausser dir zu richten;
So prange hier und da mit guter Eigenschaft;
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagst, nur Eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen;
So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend fasse diese Lehren;
Noch ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster abzuwehren;
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey Niemand eifriger, als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön,
Sie wird bei widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn;
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt am Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib; dies, Fürst, ist ein Verbrechen!
So spricht ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig,
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,

Von dem mit uns die Könige auf Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frei in Ketten
Als sklavisch um des Fürsten Thron.
So frei indeß Johannes auch gesprochen,
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gerührt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein himmlisches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben,
Und sich, daß er's nicht hat, noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen,
So wird er's auch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begingst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste,
Der Hof bewundert sie; Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willst! für meine Lieb' um dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich."

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt, was soll ich bitten?
„Bitt' um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein wünschenswerthes Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Sucht, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen!

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hat's nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brust; und eilig willigt er
In dies tyrannische Vergnügen:
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr,
In Einem Laster alle siegen!

Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ist's möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh', und findet sie nur in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu seyn, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei; und lebet wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.

Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden:
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt;
Sonst würd' er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh'
Und Räthsel, die wir aufzuschließen,
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft,

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle?
O nein! ein kindisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr läppisches Geschwätze,
Was jeden ruhig macht, das sind für ihn Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies,
Die Tugend von dem Throne stieß,
Sein Laster darauf zu erheben;
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert,
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit,

Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an, geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal, du christlich Thier! gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu gebliebt zu wissen;
Oront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschied'nen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
Und, frei im Geist, den Tod abwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
„Ach!“ sprach Oront, nach zärtlichem Umfassen,
„Ich sterbe, was mir Gott verliehn,
„Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
„Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
„Und meine Frau, sie zu ernähren,
„Denn du verdienst, daß sie dir angehören.“

Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn!
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
„Nun," rief sie: „hab' ich einen Segen,
„Von dem ich Armen Gutes thu'."

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte tief des Dürft'gen Noth,
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brod.

Der Kandidat.

Ein Kandidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen,
„Es kränkt mich, „fing er an, und nahm ihn bei der Hand,
„Daß ich Sie eher nicht gekannt.
„Ich lieb' und ehre den Verstand!
„Sie sollen dieses Amt vor allen Andern kriegen."

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth Scharfsinn und Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, um Andre zu regieren.

„Ach!“ sprach der Gönner ganz erfreut:
„Nun kenn' ich Sie; das Amt ist Ihre!“
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis an die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. „Nein,“ sprach der wackre Mann:
„Nunmehr sey dieses Amt nicht Ihre;
„Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
„Ihr Herz ist schlecht.“ Hier griff er nach der Thüre

Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt, zu ihrer Muhmen Plage,
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage,
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweimal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten;
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,)
Entwanden sich aus ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich hab's gedacht, du guter Hahn!
Es kann erzürnter Schönen Rache

Nur selten ein Geschöpf entfliehn;
Und ihrem Zorn sich zu entziehn,
Ist, leider! keine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was half's den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh' im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt' in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär'?
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte,
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern' die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen,
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen, kein Vergnügen.

Noch jederzeit zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich nicht verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen,
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihm, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
„Herr," sprach der Philosoph: „ich bitt' ihn, laß er's seyn.
„Denn sonst zerschlägt er mir das Bein."
Gut, weil ich's dir noch nicht zerschlagen habe,
So soll es, rief der Herr: denn gleich zerschlagen seyn,
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, statt laut sich zu beklagen,
Fing ruhig an: „Da sieht er's nun!
„Hab' ich's Ihm nicht gesagt, er würde mir's zerschlagen?"

Dies, Mensch, kann Zeno's Weisheit thun!
Besiege die Natur, durch diese starken Gründe,
Und willst du stets zufrieden seyn,
So bilde dir erhaben ein:
Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung seyn?
Das weiß ich selber nicht; indessen klingt es fein,
Trotz der Natur, doch stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt' er wirklich gute Gaben:
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stände, wo sein Christoph steht,

Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, trotz seinem Stolz, erkühnt
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, worin der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß.
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können sprach der große Mann,
Durch meinen Namen sich sogleich in Ansehn bringen.

„Mein Herr," rief der Poet: „es geht unmöglich an;
„Ich hab' aus Eigensinn einst ein Gelübd' gethan,
„Nur das Verdienst, und nie den Namen zu besingen."

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.
Allein sie war noch jung, was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sah's und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht eben sehr beglücket worden,
Denn, leider! sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd',
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig wie die Freude,

Und der auf nichts, als ihr Vergnügen, sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein! Elmire kömmt, und heißt, von Zorn bewegt,
Die Maurer auseinander gehen.
Wie? sollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich seyn, sie sind ja kaum getraut?
Nun kurz und gut, es wird nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann.

Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein!
Und doch war sie nach zwei und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn!)
Bereits das drittemal versprochen.

O, das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener rauh befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle,
Kurz, Beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn' ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt' es selbst gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.

Sie fand nunmehr, nach einem halben Jahre,
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh' Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!

„Ach, Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihr's denn angenommen?
„Ich geb' euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."

Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreu'n:
Das muß ein rechter Eh'mann seyn!

Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen·
Sieht man das erste Stockwerk stehn.
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man sieh'ts ihr an, sie hat etwas zu sagen,
Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn:
Denn leider pflegt's so herzugehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
„Ach," fängt sie heftig an zu schrein:
„Hört auf und reißt den Plunder ein!
„Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
„Wofür verbau' ich denn mein Geld?
„Für Männer, die die Weiber plagen?
„Denn and're giebt's nicht auf der Welt."

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt.)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben.
Allein man merk' es wohl! man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberö ken,
Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.

So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin?
Hier ritzt ein Dorn die gute Frau in's Kinn;
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: „Wohin wollt' ihr mich tragen?"
Hier, deucht mich, hör' ich viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt' es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der Mann giebt ihr von neuem das Geleite,
Und geht gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein sobald er nur die Hecke wieder sah,
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände;
Er rang mit Thränen beide Hände.
„Ach!" rief er aus: „da war es, da!
„Kommt ja der Hecke nicht zu nah!"

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem noch die Geschichte preist,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereis't,
Befahl, weil er sein Volk mehr europäisch machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur:
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fing an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur:
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.

Und weil sie sich gezwungen sahn,
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren;
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren,
Die meisten fingen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach von edlem Grimm entbrannt:
„Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
„Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
„Ich säug' es selbst, und säug' es mir zur Lust,
„Deswegen hab' ich diese Brust.
„In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
„Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen."

Der gute Tartarfürst erschrak,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn,

Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt' er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut:
Hier hab' ich meine ganze Kasse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.

„Lernt, Prinz," fing drauf der Oheim an:
„Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden!
„Ein Prinz hat darum viel in Händen,
„Damit er Vielen dienen kann!

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenn's ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich hart bedroht als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr, erlaubt, als Ehegatten,
Nachdem sie neid'scher Freunde List,
Und strenger Aeltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh',
Nun glücklicher, als Er und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun:
Ist, Menschen! dies kein Glück zu nennen,
So muß gar keins auf Erden seyn.
Hier wett' ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär' die Lieb' ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erles'nes Weib in meinen Armen liegt.
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub' es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause seyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattin scheiden.

Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat,

Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach Eines, was das And're sprach,
Dem Andern immer stammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr in's Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör' ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring' meinen Mann gesund zurücke!

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd' ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut dort in Besitz genommen,
So eilt er schon zum Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh' er sie wiedersäh' und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernem Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging itzt an einer Freundin Hand,
Mit der ihr Herz sie immer theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie schwatzen, und wovon? Erräthst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren,
Nein, nein, verschweig' es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sich selber offenbaren.
Und für die Andern schreib' ich nicht.

Als Doris noch, mit manchem frohen Ach!
Von den entbehrten süßen Wonnen,
Vom Wiedersehn und von dem Gastmahl sprach,
Das sie nach seiner Rückkehr ausgesonnen,
Dann wieder von der Erbschaft sprach,
Wodurch ihr Wohlstand sich vermehrte,
Und wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Und als zum voraus sie die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies;
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Als sie im Geiste dies von ihrer Erbschaft that,
Und in ihr Glück vertieft, an's Ufer näher trat,
Fing ihre Freundin an, was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie? Wenn's voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein, ich sag' es dir, ich hab's zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Rand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein,
Doch wirst du ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Taufzeugin seyn,
Dann bind' ich dir drei Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fing jene wieder an.
Doch wie erschraken sie, als sie zu ihrem Schmerze,
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
Ach! rief itzt Doris, welcher schon
Das Aug' ein Thränenflor umwunden,
Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einz'ger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten Alten Beide,
Ihn zu empfangen harrend stehn,
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb' es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth,
In Armuth wird beweinen müssen?

Der Jüngling.

J. Kirchhof. del: F. Guimpel. sc:

Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh' er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundin, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundin sah' ihn an, und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter, und fiel neben ihm.

Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundin wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte;
Und niemand fragte, was geschehn,
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

• •
•

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um Andre sich zu quälen
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb' in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In welcher Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert,

Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gott Lob! fing unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann:
Allein der Berg ist steil. O! wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling in's Gesichte.
O! dacht er, weil ich doch sehr langsam steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen.
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen,
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick,
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen:
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen;
Der Berg ist steil und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig' leer, und steig' beherzt, und gieb dir alle Müh',
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg, und sah empor, wie weit er steigen müßte,
Ach Himmel! Ach, es war noch weit.
Er ruht, und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit, und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig' sagt ihm sein Verstand, bemüh' dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück!
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh' etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets zu matt.

Das erste Hinderniß galt auch die andern Male;
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

E r a st.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Erben hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Gut's erwies,
Dorant beschloß bei seinem Sterben,
An seines Vetters Statt, Erasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, der's würdig war, zum Erben,
Von zwanzig tausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fing einen Streit um dies Vermögen an,
Und lief von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen,
So siegten sie doch diesmal nicht.

Erast gewann. „Doch dich," spricht er: „zu überführen,
„Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
„So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
„Nachdem ich es gewann, verlieren.
„Die Hälfte schenk' ich dir, um dich zu widerlegen,

„Zwei tausend Thaler sollen mein;
„Und das noch übrige Vermögen
„Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.
„Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
„Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Ging stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan?)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sah's und lachte:
Wer, sprach er: würd' es mir verzeih'n,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh' den ganzen Tag, und stoß' an keinen Stein.
„Schweig," rief das Pferd: „du bist zu meinem Unbedachte,
„Zu meinen Fehlern viel zu klein."

Cotill.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte:
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte. —
Cotill ging also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man: sehet doch den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!

Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dies alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vor's Thor hinaus:
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Geh'n sein Rad zu schlagen.

„Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!"
Fing endlich Einer an zu fluchen:
„Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!"
Er sagt' es kaum, als er's schon that.
„Nun," sprach er: „seh' ich wohl, wie viel man Vortheil hat."
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der Dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt' ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es sey so toll es will;
Heiß' anfangs närrisch, wie Cotill,
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß:
Es findet stets ein Thor noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward jetzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durch's Schwert davon zu tragen.

Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch bei'm König Gnade fände.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte stärker sie, jemehr sie auf ihn sah,
„Ach Himmel! ist's nicht ewig Schade?
„Der schöne lange Mensch, was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
„Die Straf' ist in der That zu groß.
„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt' ihn frei; ich will ihn nehmen."

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete
Johann fing drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenkt man dir das Leben.

Johann erschrak, und sah die Jungfer an.
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
„Ja," sprach er: „Euer Dienst ist groß,
Allein das sollte mir noch fehlen,
Ihr werdet mich dafür Zeitlebens quälen.
Ich seh's Euch an, was will ich länger wählen?
Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los."

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh,
Und lobt' ihn den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Beredsamkeit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast alle durchgelesen:
Allein — — „Nun gut," sprach der gelehrte Mann:
„Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
„So muß Er sie noch zweimal lesen;
„Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
„So sag' Er's ja den Klugen nicht;
„Denn sonst errathen sie, woran es Ihm gebricht,
„Und heißen Ihn, die Zeitung lesen."

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich soll's nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen,

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein:
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht frei'n,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre,

Indem er dies noch sprach, trat Fiekchen selbst
herein.
Und trug ein Essen auf. „Was?“ fing sie an zu
schrei'n:
„Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
„Ich sollt' erst vierzehn Jahre seyn?
„Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.“
Ließ sie der Vater denn nicht frei'n?
Das weiß ich nicht; doch nein, ich will's nur sagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich, und ließ die Tochter frei'n.

Die beiden Knaben.

Ein junger und ein ält'rer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube,
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vermuthlich, weil ihr Informator schlief,
Geriethen Beid' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
„Ach Bruder!“ sprach der kleine Bube:
„Was meinst du, ist das Loch wohl tief.
„Ich hätte Lust“ — Was? Lust, hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch' es nicht, und spring' hinein,
Du könntest dich um's Leben bringen.
Wir können uns auf and're Art erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmst du dann zum Vater naß hinein,
So hast du's da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?“
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sich's wohl in seiner Grube seyn.

S. 132.

Die beiden Knaben.

J. Kirchhof. del. F. Guimpel. sc.

Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

* * *

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So keck, als ob sie gar nichts von Begierden wüßten,
Sie sind von besserm Thon, als wir,
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn;
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend immer nur, wann wir's nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Kandidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzel in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorb'ne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald hebräisch angeführet;
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hört's ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorb'ne Herr." Der Amtmann widerspricht;
Der Superintendent ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen;
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert.

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man die Pfarr' dem Kandidaten anvertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Superintendent fing an, die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind, und fromm mit ihnen.
„Herr Doktor!" fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort:
„Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
„Ihr Richter, Schöppen und so fort,
„Hört zu! ich will mein Amt verwalten:
„Ihr Ochsen, die Ihr alle seyd.
„Euch Flegeln geb' ich den Bescheid:
„Zum Pfarrer sollt den Herrn Ihr mir behalten.
„Sagt's, wollt' Ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da."

Die Bauern lächelten: Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwei, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die Erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Besitzt Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt.
Und in der Wirthschaft selbst, giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz. Die Andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn.
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätest du, wenn dich die erste haben wollte?
„Ach," fing der Freier an: „wenn dies geschehen sollte,
„So spräch' ich zu der Ersten: Nein!
„Um dadurch bald der Andern werth zu seyn."

Emil.

Emil der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte,
Und mehr noch nach Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte, strebte,

Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er noch kein Amt verwalte,
Da ihn dazu ein jeder tüchtig halte,
Und mancher sich vor ihm in eins gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben
Sich rühmen könne? — „Ich will es lieber haben,"
Erwiederte Emil, „daß man mich fragt:
„Warum man mich doch ohne Amt läßt leben,
„Als daß man fragt, warum man mir's gegeben?"

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
Steif blieb er vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
„Was heißt es denn," sprach drauf der Knabe:
Daß ich fast nichts erkennen kann?
„Ha, ha, nun fällt mir's ein, was ich vergessen habe.
„Mein Vater fängt es anders an,
„Zuweilen blinzet er, das hab' ich nicht gethan.
„O bin ich nicht ein dummer Knabe.
„Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu'!"
Und hurtig hielt er sich die beiden Augen zu,
Und sah durch's Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr, was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen;
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett' ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

• •
•

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem Einen ein Gebot.*)
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh' er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

„Herr!" schrie der and're Delinquent:
„Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
„Laßt seinen magern Leib den Raben.
„Seht, wie gesund ich bin, wie fett? Ihr sollt mich haben.
„Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
„Ich will es billig mit Euch machen;
„Drei Gulden. Bin ich tod, so schneidet, wie Ihr wollt,
„Ich will von keinem Schnitt erwachen."
Doch kaum hatt' er das Geld empfangen,
So rief der witz'ge Delinquent:
„Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen könnt;
„Ich werd' in Ketten aufgehangen."

---

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist: hier liegt ein großer Schatz,
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht:
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand zur gesetzten Stunde,
Die Nacht darauf, sich mit dem Grabscheit ein.
Nun, die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt' ich zwanzig Schätze heben;
Wer bürgte mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund!
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verschlägt das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben,
Sie warnt im Geh'n sich selbst: bei Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen;
Sie schweigt und gräbt getrost. — — „Ha, ha, nun klingt es hohl,
„Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
„Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl!
„O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!"
O, warum blieb sie nicht bei'm Schweigen;
Will zu dem schweren Topf sich denn kein Träger zeigen?
Ist etwa denn ihr Geist nicht auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
„Ach!" rief sie schnell: „ich muß mich schämen,
„Sie zu bemühn." — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies ist der Ton, aus dem die Männer schmähn.
Doch, Mädchen, bleibet nur vor eurem Spiegel stehn,
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen,
Und stets nach den Verehrern sehn?!
Dies wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft und musterte das Haar,
Und besserte, wo nicht das mind'ste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte:
„Hast Du Dich noch nicht satt gesehn?
„Ich geb' es zu, Du bist recht schön!
„Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
„Verräth ein gar zu eitles Wesen."
Herr Autor, sprach sie, der Ihr seyd,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist Beides Eitelkeit.

Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Weil er nie eine Frucht des Lasters pflückte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Klugen darben müssen,
Bloß weil sie mehr, als Andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?

O Freund, bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten,

Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte,
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach!
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mild beizustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dir's künftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen.
Es fehlt den stärksten Gründen Kraft,
Man flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um Jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er seit zween Tagen nicht gesehn,
Er, sprach er, ist es werth, und fing schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht —
Bis er des Arztes Haus erreicht.
In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er in's Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten;
Alcest erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?“
Er tritt herein; und sieht, man bahret Damon auf!

Er kehret von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
„Was,“ sprach er: „will ich mich denn quälen?
„Kann mich der Tod so bald entseelen,
„Was nützt mir alles Glück der Welt?

„Um froh zu sterben, will ich leben.
„Der Herr, der alles Fleisch erhält,
„Wird mir, so viel ich brauche, geben.
„Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
„Dies sey mein Kummer auf der Welt!“

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ich's meinen Lesern an;)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß; so fiel mir jähling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In dem Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen.
Er rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, sobald er dies gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich im heil'gen Glanze stehen.
Fang' an, sprach er: die Kirche zu durchgehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfang'nen Glanz hart vor der Sacristei
Einmal und noch einmal vorbei,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward Einmal, ganz kalt, geküßt.

Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen;
Man lächelte, man that galant;
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließen sich, auf einer höhern Bühne
Gesichter voll von Ernst und tiefer Weisheit sehn.
Ich blieb ein kleines Weilchen stehn,
Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn,
Und ungeküßt mußt' ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände,
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen, zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach! gutes Herz, wo wohnest du?
Allein man wollte nicht mich zu umarmen wagen,
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Doch als ich so noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude,
Und eh' ich noch den dritten Kuß erhielt,
So fühlt' ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und schnell ging er zu Charons Kahn.
„Willkommen!" fing der Fährmann an,
Indem er sich auf's Ruder lehnte,
Und bei dem Wort: willkommen! herzlich gähnte.
„Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?

Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. — —

Indem er noch vor Charons Nachen stand,
Als Sprachenforscher sich gepriesen.
Und Manchen, der als Kenner sich erwiesen,
Sich brüstend, Stümper dreist genannt,
Und der Quartanten nur gedachte,
Wo hochberühmt sich seine Feder machte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer dehmuthsvollen Miene.
„Und wer seyd Ihr? auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er: ob ich den Ruhm verdiene,
Ich habe nichts, als mich studirt;
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Ich suchte seine Tiefe zu ergründen,
Und meine Ruh' und and'rer Ruh' zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab's ich doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.

Der Polyhistor hört's und lacht
Und eilt, um in den Kahn zuerst zu steigen.
„Zurück!" rief Charon ziemlich hart:
„Ich muß zuerst den Klugen überfahren:
„Kaum Einer kömmt in hundert Jahren;
„Allein an Leuten Eurer Art,
„Die stolze Polyhistors waren,
„Hab' ich mich schon halb lahm gefahren."

Die Nachtigal und der Kuckuk.

Die Nachtigal sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Im Thale Knaben munter spielten,
Sie spielten fort, und hörten nicht.
Doch jetzt ließ sich der Kuckuk lustig hören,
Und er erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren,
Das schöne „Kuckuk" zehnmal nach.

Hörst du, sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall' ich recht in's Ohr.
Ich denk' es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt und seine Schöne.
Der Kuckuk schrie sein Lied, sie gingen schnell vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne.
Entzückend ist die Melodei,
Sie fühlten die Gewalt der Lieder,
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder,
Sie hören ihr stilllauschend zu.
Ihr Blut fängt schneller an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
„O," rief die Nachtigal: „sieh Schwätzer, lerne du,
„Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre,
Bringt Nachtigallen größre Ehre,
„Als dir der laute Beifall bringt."

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld, und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er: und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' er sie treulich an.
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben:
Und freilich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel auf's Rechnen und auf's Schreiben:
Dies laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg' er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kann's ihm nicht so recht beschreiben;
Allein er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn;
Dies macht bei aller Welt gelitten;
Und ist vor Gott im Himmel schön.
Erfüll' er also meine Bitten!
Hier geb' ich ihm zwei Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben:
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was müßten wir für große Männer haben!

Wohl mancher der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' itzt, verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl, mancher der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, berühmter Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten,
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn:
„Ich fordre dreißig Thaler." Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein:
Sein Informaterdienst ist sauer:
So ja erhält der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt ich müßt' ein Gut verpfänden:
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

• •
•

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen.
Allein dies wär' für ihn betrübt.

Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gulden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah diese Schönen freundlich an:
Ihr Kinder kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an:
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieser etwa dein Galan?
Ich möcht' es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?
Gesteht mir's, eher fahr' ich nicht.

Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein:
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schönes und beglücktes Mädchen seyn?
Was? ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich, bei meinem hohen Stand,
Dank sey's der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch' ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon' er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, sprach sie, will's aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.

Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
Und that, als wollte mich's verdrießen;
Doch in der That verdroß mich's nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mir's lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überschleichen:
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab' ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

„Gut," fing der Fährmann an: „gleich wird sich offenbaren,
„Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt,
„So bald ich meinen Kahn bewegt,
„So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
„Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
„Kommt, Kinder, kommt, damit wir's sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren,
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hans Nord.

Ein Mann der sich auf vielerlei verstand,
Macht' durch den Druck in London einst bekannt,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? ras't der Mann!
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort ,es geht nicht an;

„Der dümmste Kopf kann das verstehen.
„Allein acht Groschen wag' ich dran:)
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den Andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch wandte Lady ein:
Gesetzt, dies könnte möglich seyn,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein.
Fahrt zu, Johann, jetzt hat es Neun geschlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Kunststück vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, vor Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können.

• • •

Du lachst, doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur kuriren:
Durch einen Schluß dich gut und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren;
Er lehrt dich ohne Müh sinnreich poetisiren;

Dich ohne Kosten Wirthschaft führen:
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und lies't —
Was denn? — Daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielt's für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

Wie? sprach der Alte ganz erhitzt:
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab' ich der Kunst schon nachgedacht,
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?

„Ich," sprach er: „würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen:
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn."

Alcest.

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen;
Er saß bereits der Schulden wegen;
Kein Freund erschien, ihm beizustehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagt's, seine Freiheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich zu Valeren,
Von dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und fleht mit heuchellosen Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch die Freiheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer: mit meinem Willen nicht!
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freiheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen,
O! Gott, was hab' ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht!
Unglücklich ist er nur, allein kein Bösewicht.
Laßt mich für ihn im öden Kerker büßen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er: habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen:
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen,
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrei'n?
Der Jüngling weint. —

Hör' an, ich habe viel Vermögen.
Und eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein,
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam seyn?
So nimm sie hin und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befrein.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch' freudig Schrecken nimmt mich ein;
Ich sehe sie — — doch diese Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Tullius entzücket,
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket:
Er ging zurück nach Rom und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht' er, nennt man itzt als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien die Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt! — —
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Pateoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die eben jetzt den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen.
Ja, ja, er ist's; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie steht's in Rom? wann reis'ten Sie von da?
Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt' ich daher kommen!
Ich komm' aus der Provinz — — Vielleicht aus Afrika?

Versetzt' ein and'rer schnell gleich wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quästor wieder."
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher, verlaßt euch auf mein Wort.
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

• • •

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst;
Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen,
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größ're Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen wähl' ich Einen,
Und von der Nachwelt hochgeschätzt,
Leb' Amyant und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von des Freundes Pflicht;
So denk' er sein, und ganzen Schaaren,
Lock' er die Thränen in's Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam sein Philint, sein andres Ich.
Freund, sprach er: hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz, und Glück,
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach, Amyant! du kannst mir dienen
Du bist ein angeseh'ner Mann;
Verreis' und halt um Wilhelminen
Für mich bei ihren Aeltern an.

Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch — — „Schweig!" fiel Amyant ihm ein.
„Geschäfte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich seyn."

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er that's, eh' noch der Tag verstrich;
Er reis't', erblickte Wilhelminen,
Und nahm die Schöne dann für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt' euch, laßt mir nur das Leben;
Ich hab' euch ja kein Leids gethan,
Und wollt' euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab' ich nichts bei mir.
Ich geh' itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier,
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

„Gut," fing er an: „du hast geschworen;
„Ich glaube dir's. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück."
In kurzem kam der junge Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick,

Seht, was ich Aermster fand! ihr habt's doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch — — welch ein Glück!
Und diese bring' ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.

„Nein," hub der Räuber an, „ich habe nichts verloren;
„Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd."

* * *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
Ach, liebster Freund, ist dir's denn nicht bekannt?
Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
Bedenke die verfluchte List,
Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
Man will dir deine Frau entführen,
In dieser Nacht noch soll's geschehn.
Unglücklicher! was willst du machen?
Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
Und ich will augenblicklich gehn,
Den Garten und den Hof verschließen.

„Nein," schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
„So laß die Thüren offen stehn!"

* * *

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ist's möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?

„Ja,“ sagt ihr: „nach der Männer Klagen,
„Sind wir, durch widriges Betragen,
„An aller Quaal der Ehen Schuld;
„Doch, wenn bald nach den Hochzeitstagen,
„Die Männer uns gebiet'risch plagen,
„Die uns vergöttern, wenn sie frein,
„Wie können wir da lange zärtlich seyn?“

Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, ersehn zum Graben,
Wünscht' sich ein bessres Loos zu haben,
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen,
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Und bat das Glück auf's neu, doch mehr ihm zuzuwenden.

„O Thor!“ rief ihm die Gottheit zu:
„Was quälst du mich, dich zu beglücken?
„Wer wäre glücklicher als du,
„Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?“

* * *

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kömmt gewiß ein günst'ger Augenblick;
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen:
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von redsel'gen Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O! und Ach!
Von den geringsten Kleinigkeiten
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte —
Ein solcher Schwätzer sah einst einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen?
Ich wett' er ist ein Narr, und weiß nicht, was er will.
„Das dächt' ich nicht," zischt es ihm wieder in die Ohren
„Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still."

Der ungerathene Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt' ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was half's. Johann kam wieder;
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte,

Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat;
Und dies war auch der beste Rath:
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen;
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen?
Doch nein, Ein Mittel half geschwind;
Und eh' vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn in's Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zwei Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung und bei dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bei Einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünscht' allein ihr Herz sich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

Ich lieb' euch, sprach sie oft, und Einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben,
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur Einen lieben.
Ein trauriger Vergleich für Beide stets zu schwer,
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,

Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte.
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit,
Besaß ein jeder auch zuviel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang' ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund' entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Quaal feindsel'ger Triebe,
Die Quaal der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinen machten, an;
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn, und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Muth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichen Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckenvolle Scene,
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sie noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz — denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion? —
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

„Prinz," sprach der General: „Sie kränken meinen Glauben,
„Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?"
Nichts! rief der Fürst: Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß' ich nicht."
Auch dann nicht, wenn ich's Euch befehle?
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht,
Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
„Dies sind Sie," sprach der Greis: „ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, gewagt:
Und itzt wag' ich's zu Gottes Ehre."

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich Euch, daß keiner ist, belehre?
„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele Tausend seyn.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!"

Rhynsolt und Lucie.

Umsonst wandt' Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus:
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung spüren,
Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Der Laster feiger Sklav' erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt?
Sollt' es der Gluth, die Rhynsolt's Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Gatten ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landsverrätherei
Durch Briefe, die er nie geschrieben,
Und morgen eilt sein Todestag herbei.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolt's Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll
Doch auch, das Auge selbst, aus dem itzt Thränen fließen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll,
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut auf's neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. — — —
Verschämte Muse, sag's nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!
Er läßt sie in den Kerker führen,
Des Gatten Anblick soll sie rühren,
Es bleiben Beide dort allein.
Sie kämpfen mit den größten Leiden,
Lieb' und Verzweiflung spricht aus Beiden:

„O Danvelt: soll ich dich vom Tode nicht befrein?
„Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
„Vergeß' ich nicht noch heute meiner Pflichten,
„So wirst du morgen nicht mehr seyn.
„Willst du die Schande mir verzeihn:
„Nun so gebeut!" — — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
Soll ich den Tod, den peinlichsten, erdulden?
Ach, liebstes Weib, ich bin zu schwach!
Befreist du mich durch deine Schmach:
So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden,
Und doch — — O Gott! was soll ich nun erdulden?"

Der Morgen kömmt: und Lucia,
Die Danvelt's Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Es ist sein Wunsch erfüllt, er bittet ungescheut,
Ihm gleiche Gunst auch für die Folgezeit,
Die er so lang' ersehnet, zu bewahren.
„Itzt aber," fängt er lächelnd an:
„Itzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch, daß er mir nicht künftig schaden kann,
So hab' ich das zugleich gethan,
Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht."

Sie flieht mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Und keine Thräne sieht man rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
„Wenn dich," ruft sie: „die Schmach der Tugend rührt,
„So laß, o Karl, dich itzt mein Flehn erweichen!
„Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn:
„Nichts kannst du thun, als mich Elende rächen,
„Denn Rhynsolt — — strafe sein Verbrechen!
„Ich schäme mich, es auszusprechen.
„Lies diese Schrift und fühle meine Pein!"

Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch' ein Lobgedicht!
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.

Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt: der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dies Weib? spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht: er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen,
Und wohnt der Trauung selber bei.
„Du," spricht er: „hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dies beweis't nicht deine Treu:
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib' ihr alle dein Vermögen."
Er thut's. „Sieh', Lucia," fing drauf der Herzog an:
„Du bist durch mich gerächt: allein aus gleichen Pflichten
Räch' ich nunmehr auch deinen Mann."
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne zwar zuweilen bei dem Spiel,
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.

Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb' und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Er staunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr an's Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden:
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit,
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sehe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein; Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh', und bitte den Neptun.
Er bat. „Nein," sprach der Gott der Meere:
„Wenn ich die Bitte dir gewähre,
„Gewähr' ich dir dein Unglück nur."
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte:
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
Die mich entzückt, in seinen Schooß begraben?
„Nein," rief der Gott: „du sollst sie haben,
„Denn du verlangst sie mit Gewalt."

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu. Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!"
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling war halb Mensch, halb Fisch.

Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flut sehr oft die Lehre:
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachliche Partei:
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost vom Honig rinnt:
Wer sieht es nicht, daß wir die bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein:
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht,
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Flieh'n, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.

Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht;
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Die sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land, des Lorbeers werth gemacht,
Entfloh einst nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen;
Hier traf er einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen.
Doch beider Tod war nah.

Ach! fing der Reitknecht an,
Werd' ich auch in den Himmel kommen?
Ich habe, leider! nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen,
Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr muß in den Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an:
„Warum habt Ihr denn alles dies gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Und meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
„O!" fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' Euch, laßt Euch's nicht verdrießen,
Ich sag' es Euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan."

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie: wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh', zuletzt das Glück davon,
Nachahmend fehlerhaft zu singen.

„O!" sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
„Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen.
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh', nun lehrt der Zwang dich, fehlen."

* * *

Elpin schreibt einfach und schreibt schön;
Cleant schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanten zu erreichen,
Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht in's Holz, wie ich bemerket habe,
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier seine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.

Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein, je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern.
Allein sie fanden nicht ihr Grab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
O sehn Sie nur! das nenn' ich stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht:
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.
„Fritz," hub der Vater an, „du hast's nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, in's große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind' erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken."

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
„Mich dauert," sprach er: „dein Gefieder.
„O! sage, wie es immer kam,
„Daß man dir deine Freiheit nahm?"

Mich, sprach sie: lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin, und tiefer im Getreide,
Hört ich den Ton der Lieb' und Freude.

Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

„Das Netz," sprach dieser: „nicht zu sehn!
Dir, Flattergeist, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen;
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!"

Er fliegt und ruft noch: „Merk' es dir?"
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
„Sprich," rief sie, „sprich doch, wie es kam,
„Daß man dir deine Freiheit nahm?"

Die Freundin, sprach er: ging mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief; von Sehnsucht angezogen,
Zu sehen sie, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!

„Die Ruthe," sprach sie: „nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn:
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist."

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort:
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb' erweisen,
So fahrt, (ich bin zu schwach, sonst würd' ich mit Euch reisen,)
Auf's Dorf, und laßt Euch an dem Ort,

Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammengeben.

Philet reist auf des Vaters Wort,
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb' und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Gattin Glück.

In scherzender Vertraulichkeit,
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereu' die kleinen Grausamkeiten.
Wie viele hast du mir nicht angethan?
Besinne dich noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst zu deinem Fenster schlich,
Da du mir Aermsten oft — stirb, ich erschieße dich! —
Schieß her, sprach sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie sinkt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thür. „Wer lud mir die Pistolen?"
Ich that's, weil mir's zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dir's doch nicht befohlen?"
Nein, Herr! — Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: „Ich, der vor wenig Stunden
Mich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin, nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Jtzt der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind!
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,

Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was soll ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenn's möglich ist, o! so verfluch' nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann." — — —

Man traf ihn neben ihr durch's Schwert getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sah's mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn;
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrath! Ja, gewiß:
So reif, Herr Sperling, und so süß,
(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,)
War, was nun auch der Winzer spricht,
Der Wein seit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste, fortzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin:
Willst du der Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm' den Berg noch einmal zu durchstreifen.
Sie thut's und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
Warum mir's itzt nicht schmecken will;
Die Trauben sind ja reif. Doch still!
Der Winzer läßt sich wieder hören,
Drum weißt du, was ich machen will?
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.

Komm mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: „O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle Beide!
In Wahrheit, glücklich, bis zum Neide."
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das geprief'ne Glück ihr nahm.

• • •

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern' ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt bei'm Eingang bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O! reden Sie! wir sind allein,
„Was giebt's?" Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern' doch, unvorsicht'ge Jugend:
Die laut von allen Sachen schreit,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt;
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd."

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frei im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt, den Widerhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sagt der Widerhall wie sie,
Sie schoß darauf mit ungestümen Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht,
O Velten nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen,
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn:
Nur, daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn;

Schon gut! rief Velten: eile nur!
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es den Dunst,
Der aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist!
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft' ich's nur bei Nachtzeit wagen!
Ich wollte dir's wohl anders sagen.
Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah' an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehen,
Getreid' und Kälber ausgespieen.
Das, was der Drach' im Großen heißt,
Nenn' ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein, Kunz! nein, sag' ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' und Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn' ihn Irrwisch. K. Ist's erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißt's, und Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft,
Ich hab' es auf der Wanderschaft,
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören. —
So stritten sie noch lange Zeit,
Itzt um die Sach', itzt um den Namen.
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb' und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren:
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb' erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt,
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz sich hebt, und Neid bei Andern nähret,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt gewähret.
Er sah sich reich und Marmor schloß ihn ein;
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn:
Und täglich wuchs die Pracht der schön geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal,
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Klienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verlieh'n,
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste,
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht;
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;

Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden ein,
Stand auf, den Freuden sich zu weih'n.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag' ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück: daß mir der Ruhm gebührt?
Daß ich ihn auf den Pfad der höchsten Lust geführt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe:
Rühr' ich sein Herz durch stärk're Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächt'ges Glück!
Er sah darauf die reizende Serine,
Ihn rührt der Holden edle Miene:
Doch mehr als ihr süßlächelndes Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freud' und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär' ihr Herz einst mein,
„Wie glücklich würd' ich dann nicht seyn!
„O Liebe! lehre mich, dies Herz mir zu verdienen,
„Und sprich! wodurch besieg' ich einst Serinen?
Sey, spricht sie: kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such' deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon still're Freuden:
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück: scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Qual versüßen?

Das Glück verließ ihn drauf, und Semnon's Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr an's Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand, Trost und stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr, zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb' entsagen wollte.
Nein, rief er: wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Ging' ich doch nie dein Anerbieten ein:
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein!
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn." —
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe seyn."

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen;
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, rief er: ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam, der Aff' erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke:
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppigten Perücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff' erbittert an:
Pfui, Spiegel, wie du lügst. Was hab' ich dir gethan?

Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauche an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht' ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit:
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen:
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer glücklichen Moral
(Er war gelehrt,) sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber, hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein,
Und lachet höhnisch. Doch er lache!
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu seyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänft'gen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie,
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.

Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch, als vier und zwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu hau'n,
Er sah Dorinden's Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund, den Seligen zu ehren,
Und seinem Untergang im Tode vorzubau'n,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhau'n.

Dem Künstler glückt es, mit geübten Händen
Das Werk in Kurzem zu vollenden,
Und Stephan stand in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden:
Das Volk lief zu und schrie, sobald es Stephan sah:
Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die freundlichen Geberden!
Den offnen Mund, die nerv'ge Hand!
Nein, ähnlicher kann nichts gefunden werden;
So sah' ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stand.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
In's zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielt's für ihre Pflicht, in ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn.
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute war's nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
Madam', es fragt ein Herr nach Ihnen!

Ein schöner Herr, fast wie der sel'ge Mann:
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,
Das er mir nicht vertrauen kann.
„Du kannst," sprach sie: „nur was erdichten,
„Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
„Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
„Ich wäre krank, vor vielem Gram;
„Denn, ach! kein Wunder wär's" — Dies geht nicht an, Madam!
Er hat Sie schon, indem er angekommen,
An Ihrem Fenster wahrgenommen,
Sie müssen mit herunter kommen;
Der fremde Herr ruht eher nicht.
Er hat was Wicht'ges anzubringen.
Ich dächte doch, Madam', Sie gingen!

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es seyn? Ein Freier?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht!
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
„Magd," fängt sie an: „sprich, was wir machen sollen?
„Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.
„Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden."
Ja, ja, Madam, ich bin's zufrieden.
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet kein's, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
Madam', ach lassen Sie sich's klagen!
Es ist kein hartes Fischholz da.
Soll ich das Bild heruntertragen,
Es ist hart Holz, und es zerschlagen?
„Das Bild? Nein, nein — doch — thu's nur. Ja
„Was brauchst du mich denn erst zu fragen?"
Allein das Bild ist schwer, ich kann's allein nicht tragen;

Zum Fenster ging es wohl heraus.
„Nun gut, so därfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
„Der Herr zieht künftig in mein Haus;
„Da darf ich so nicht länger klagen."

Das Fenster öffnet sich und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Erlaube mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
„Ich," sprach sie: „sollte mich zwar schämen,
„In mein nicht ausgeputztes Haus, —
„Denn in der That sieht's itzt nicht reinlich aus, —
„Vornehme Herren einzunehmen.
„Doch, dienet es zu Ihrer Ruh,
„Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
„So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
„Wir haben Platz." Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach auf! schreit er, denn ich ersticke! —
„Bald," spricht sie: „will ich dich befrei'n;
„Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
„Und lerne hier, mit deinem Glücke,
„Wenn dir's gefällt, zufrieden seyn."

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an: eins mußt du mir versprechen;
Die Messer und die Gabeln stechen!
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt' ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
Nichts weniger! Was dich verletzen kann,
Sieh niemals als ein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht, doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerte die Scheere.
„Ja," spricht es zu sich selbst: „wenn es die Gabel wäre,
„Die hab' ich lange nicht so lieb,
„So ließ' ich sie mit Freuden liegen;
„Allein die Scheer' ist mein Vergnügen,
„Sie hat ein gar zu schönes Band!
„Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
„So hätte dies nicht viel zu sagen.
„So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
„Und also darf ich's immer wagen,
„Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
„Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
„So wär' es gar nicht Recht gethan.
„Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
„O schöne Scheere, laß dich küssen!
„Ich rühre ja kein Messer an,
„So werd' ich doch" — Schon griff es nach der Scheere. —
„Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
„Da freilich schnitte mich die Scheere;
„Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt."
So sprach's, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
„Ach," hub das Kind fußfällig an:
„Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan.
„Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
„Damit ich sie nicht mehr begehre,
„Und ohne Zwang gehorchen kann."

* * *

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und auch heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.

Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler Tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

„Vielleicht," hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an:
„Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern Schuld,
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren,
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest."
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt ein's von ihren lieben Kleinen,

Das sie so lang' und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

„Du," sprach die Bärin: „kannst noch fragen:
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegt's an Luft und Milch, und nicht an Obst
und Magen,
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen,
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz' und Frost, durch Fluren und durch
Wald;
So werden sie gesund und alt."

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und
Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Merkur die lustige Gestalt,
So fühlt' er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizu-
springen.
„So will dich alle Welt verdringen?
Du dauerst mich. Komm, hüpf' auf meine Schwingen!
Ich hoffe dich gut anzubringen.
Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!"
Schnell bracht' er ihn zu Venus kleinem Knaben.
„Hier, Gott Cupido," fing er an:
„Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
„Der schärfer, als Sie, sehen kann;
„Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben."

Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben:
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doktor schicken;
Es fiel zum Glück ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt war, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ er's lieber seyn.

Doch mit dem Tod' ist gleichwohl nicht zu scherzen,
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durft' er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt' ihn itzt verlassen;
„Ach, bet' Er," sprach der Greis: „Gott wird's zu Herzen fassen;
Und komm' ich von dem Lager auf,
So geb' ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen."

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten,
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geholt. „Ich weiß wohl," sprach der Greis:
„Was ich Ihm einst verhieß, wenn Er's gleich nicht mehr weiß;
Hier seh' Er selbst, was ich und meine Frau ersparten,
Ich zeig' Ihm nur die seltnen Arten,

Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe:
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescheerte,
So hab' ich ein Gelübd' gethan,
Nicht Eins von Allen auszugeben,
Und sollt' ich hundert Jahre leben."

„Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab' ich, glaub' Er's mir, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß' Er uns noch weiter gehen:
Hier sieht Er die Zweidrittel stehen;
Da les' Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!"

Das Testament.

„Sohn!" fing der Vater an, indem er sterben wollte,
„Wie ruhig schlief' ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth, und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
Sobald du mich in's Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such' ihn zu erfüllen,
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dies, so will ich freudig sterben."

Der Vater starb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,
Und las: „Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwa ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setzt' ich dir zu deiner Nachricht auf!
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?

Und bist du weiser, als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt' ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch' ein Ziel.
Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.
So dacht' ich, liebster Sohn! so sucht' ich auch zu leben,
Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nie: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu seyn."

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis in's Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind, leider! schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab;
Doch daß die Männer bis in's Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht:
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin spricht,
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann;
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern der Putzsucht sich ergeben,

Dem Spiegel nur und nicht der Wirthschaft leben;
Darüber sorgt der Mann sich grau;
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar!
Und dennoch ist's nicht selten wahr.
Drum, Männer, les't ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt;
So legt's nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ich's vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thut's auch Crispine.

• • •

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Folgt auch Crispin, ihr Mann, ihr nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch Viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt' ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.
Genug, er starb, und ward, weil er's so haben wollte,
Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau in's Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet,
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit mehr als zu oft geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Kein's wollte mehr zum Morgenläuten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagt's den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh' der Sel'gen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?"
Nichts, fing die Freundschaft an, nichts, als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, von gleicher Lieb' und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte Beid' auf's neue."

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie öfter jetzt, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als wenn sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.
„Nein," schrie der Küster, „umgekehrt!
„Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth . . ."

Der Sarg ward umgekehrt, allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht;
Und ist er's ja, wie mancher Spötter spricht,
So ist er's doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte, so wie Schatten weinen,
Wies immer auf das Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,

Und weit davon besonders eingescharrt,
Und noch in Beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang' ich's an, um mich empor zu schwingen?
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel, um es hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, so viel ich weiß,"
Versetzt der Greis: „seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh' und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen."
Doch sie sind schwer. Ich will es nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft.
„Gut," sprach der Greis: „wollt ihr ein leichter's wählen:
„So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft."

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L. D

Geller

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

C. F. Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen

Berlin 1824

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2046
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259853-5